



Berlin, den 10. Juni 1899.

Soziologie und soziale Frage.*)

Ich weiß nicht, ob ich wohl daran thue, die Gedankenreihe, die ich Ihnen, meine Herren und Damen, heute vortragen möchte, der Öffentlichkeit in der nothwendig summarischen Form vorzulegen, die ein Vortrag nicht sprengen darf. Denn ich bin einer auch nur annähernd ähnlichen Ideenfolge bisher nicht begegnet und jedes erste Wagniß bedarf eingehender Behandlung, — um so mehr, wenn es sich um ein sehr weites und sehr conpirtes Terrain handelt. Und noch ein Bedenken habe ich: eben weil das Thema so ausgedehnt ist, habe ich mir von vorn herein vorgenommen, eine bestimmte Grenze nicht zu überschreiten, und ich weiß nicht, ob diese Beschränkung nicht auch Das schädigt, was ich vorbringen möchte: ich will der sozialen Politik nirgends praktische Vorschläge machen, sondern ich möchte nur von dem formalen Verhältniß zwischen der Soziologie und dem Komplex gesellschaftlich wirthschaftlicher Krisen und Probleme reden, den man heute mit einem vielleicht allzu umfassenden Namen die soziale Frage zu nennen pflegt. Ich will davon sprechen, mit welchem Recht man diese Angelegenheiten von einem spezifisch soziologischen Standpunkt aus ansehen darf, und dann durch eine allgemeine wie einzelne spezielle Analysen zeigen, zu welchen neuen Werthungen alter Thatfachen man auf diesem Wege gelangen kann; aber ich will nirgends aus diesen theoretischen Erwägungen praktische Konsequenzen ziehen. Vielleicht aber bedürfte es solcher Schlussfolgerungen, namentlich in einem Kreise, der

*) Dieser Vortrag wurde im Sozialwissenschaftlichen Studentenverein zu Berlin gehalten.

nicht nur aus Gefellen, sondern auch aus Meistern zusammengesetzt ist und dem nicht allein Theoretiker, sondern auch Männer der ausübenden Staatskunst angehören. Und auf diese Männer kommt uns Allen, und zwar uns Theoretikern nicht zuletzt, am Meisten an. So müssen Sie denn in mehr als einer Hinsicht vorlieb nehmen.

Soziologie und soziale Frage: mir klingt diese Kombination so im Ohr, als deute sie an sich schon ein Programm an. Schon, daß sie uns auffällt, ist bemerkenswerth genug. Würde heute Jemand an dieser oder einer anderen ähnlichen Stelle anländigen, er wolle über die Nationalökonomie der Landwirtschaft und unsere Agrarpolitik oder über Handelsrechtswissenschaft und Handelsrecht sprechen, man wäre nicht im Mindesten überrascht; im Gegentheil: man würde sich vielleicht ein Wenig begoutirt fühlen von der Selbstverständlichkeit solcher Kombination. Soziologie aber und soziale Politik, die doch eben so nah zusammengehören, nehmen sich so fremd neben einander aus, als gehörten sie zwei verschiedenen Welten an.

Lassen Sie mich zunächst eine kurze Ueberschau über Theorie und Praxis halten, um diese Behauptung zu belegen. Der theoretische Sozialismus, mit dem, wie billig, zu beginnen ist, ist seiner Herkunft und seinem Wesen nach zum allergrößten Theil eine ökonomische, aber nicht eigentlich eine soziale Lehre, nicht praktische Soziologie. Hat man wohl einmal darüber nachgedacht, wie befremdlich es ist, daß die sozialen Fragen, über die man heute mit politischen Thaten und theoretischen Worten sichts, fast alle von einem wirthschaftlichen, von einem nationalökonomischen Standpunkt aufgefaßt werden? Was ist Soziologie? Ich meine: die Lehre von den Verbindungen und Beziehungen der Menschen unter einander, von dem Verhalten dieser Verbindungen unter sich und zu dem sozialen Atom, aus dem sich jene alle zusammensetzen, und endlich von dem aus diesen Beziehungen resultirenden Schicksal dieses Atoms selbst, des Einzelnen, des Individuums. In diesem letzten Punkt gipfelt im Grunde all ihr letztes Streben; wollte man das Ziel der Soziologie mit einem kurzen, zu kurzen Schlagwort nennen, man müßte doch sagen: Es ist die Lehre von der Persönlichkeit. Denn schließlich stellen sich alle Einungen, alle Affoziationen, die das soziale Atom eingehen, unter dem Gesichtspunkt größerer oder geringerer, wenn auch tausendfach verschiedener Bindung des Einzelnen dar. Vieler, ja der wichtigsten individuellen Kraftentfaltung ist erst durch das Vorhandensein dieser Einungen Raum geschaffen worden, aber irgend ein Verzicht auf Bewegungsfreiheit bedeutet die Zugehörigkeit zu ihnen für jeden — auch den stärksten — Einzelnen.

Frägt man nun aber, in wie viele Beziehungen der theoretische Sozialismus sich zu diesem Problem gesetzt habe, so wird auch der unparteiischste

Urtheiler zugeben müssen, daß er Das nur bei dem kleinsten Theil seiner Lehren gethan hat. Gewiß: sein faktischer Ursprung weist auch auf diese Quelle hin. Der moderne Sozialismus, der deutsche wie der französische, ist das Kind des 19. Jahrhunderts, wenn auch dieses aus dem Liberalismus und dieser war, soziologisch gefaßt, im Wesentlichen eine Emanzipationbewegung der Individuen gegen die stärksten Verbindungen, die es überhaupt giebt, die am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts übermächtig geworden waren und die, nur den absoluten Herrschern an ihrer Spitze, eine große, in diesem einen Falle ungeheuer große Bewegungsfreiheit ließen: gegen die Staaten.

Auch in den Zielen des Sozialismus sind die rein sozialen Elemente nicht nur, wie selbstverständlich, stark vertreten, sondern auch hier und da deutlich ausgesprochen: seine ausgesprochene antisstaatliche Tendenz geht aus auf die Herabsetzung des Einflusses, den die stärkste Art von Assoziationen auf den Einzelnen ausübt, und zwar zu Gunsten, sei es anderer Einungen, sei es des Individuums selbst.

Aber diese beiden Stadien der Entwicklung des Sozialismus, Ausgangspunkt und Endziel, sind es nicht, die die breite Masse der heute sich baren und wirksamen sozialistischen Theorie und Praxis bilden; sie treten im Gegentheil sehr zurück. Am Meisten der Ausgangspunkt: der Sozialismus bekämpft keinen von seinen Gegnern so heftig und leidenschaftlich wie den Liberalismus; und dieser selbst hat auch seine Gestalt geändert, nachdem er eine Anzahl seiner Absichten im Staate durchgesetzt hat; er ist heute ein anderer als im Jahre 1848. Was Wunder, daß den Sozialisten von heute nur wenig mehr daran liegt, an diese Herkunft erinnert zu werden? Selbst der theoretische Anarchismus, der, soziologisch betrachtet, im Grunde noch mehr mit dem von Rousseau stammenden Liberalismus gemein hat, insofern er die von jenem angebahnte Emanzipation des Individuums unvergleichlich viel weiter treibt, will von dieser Verwandtschaft wenig mehr wissen.

Die Zielgedanken des Sozialismus aber weisen zwar einen deutlich erkennbaren soziologischen Kern auf: die Zerstümmung der Klassenverbände, die Lockerung und Schwächung des staatlichen und des Familienverbandes, wenn nicht gar ihre Aufhebung, — dies Alles zu Gunsten des einzelnen Individuums, aber unter stärkster Betonung der Solidarität und des Prinzips gegenseitiger Hilfe, kurz der sozialen Tendenzen; sozial hier einmal im materiellen, nicht im formalen Sinne des Wortes verstanden. Aber so eifrig man auch heute betont — in starker und vermuthlich siegreicher Reaktion gegen vermittelnde Auffassungen —, daß diese Endziele nicht aus den Augen verloren werden sollen, sie sind, auch bei den Theoretikern des Sozialismus, die sich zu ihnen bekennen, überaus wenig greifbar und deshalb auch soziologisch kaum zu interpretiren. Daß Verbände, daß soziale Einungen

existiren müssen, um die Ausführung von allen Aufgaben der geistigen und materiellen Kultur zu sichern, wird nicht eigentlich verkannt; aber wie man sie sich zu denken hat und welche Befugnisse ihnen den Einzelnen gegenüber zugewiesen werden, davon kann man aus den sozialistischen Schriften keine bestimmten Vorstellungen gewinnen. Und gerade diese Frage ist es doch, die den Soziologen am Meisten angeht, auf die er die Antwort besonders gespannt erwartet.

Nun darf man diese Unklarheit nicht urgiren. Angenommen den Fall, die Sozialisirung der Gesellschaft schritte nicht nur fort, sondern setze sich durch in der Richtung, wie sie die Sozialisten wünschen, so wäre es nicht das erste Mal, daß eine große politische Bewegung von sehr unklaren und unvollständigen Theorien aus zu sehr greifbaren und systematisch ausgebildeten Institutionen gelangt ist. Vergleicht man Das, was Rousseau forderte, mit Dem, was die Revolution erfüllte, so ergibt sich zwischen Anregung und Ausführung ein ungeheurer Unterschied in Hinsicht auf die Präzision und Ausgebautheit des Systems. Und doch war Rousseau, was auch sein heftigster Gegner nicht in Zweifel ziehen kann, von den großen Staats- und Gesellschaftstheoretikern dieser, wenn nicht aller Zeiten, der Produktivste, der mit der reichsten Phantasie Begabte. Jedenfalls sucht Der sich ein schlechtes Argument aus, der zur Bertheidigung des heutigen Zustandes sich auf dieses Manko des sozialistischen Programms beruft. Ist es an sich schon keine Waffe, sondern ein Polstertissen, so ist selbst die Ruhe, die es verschafft, eine trügerische. Es liegt in der Natur aller praktischen politischen Wirkung, daß unvollständige, ja nur andeutende, ahnende Theorien im Vergleich zu völlig abgerundeten, ausgebauten Systemen eher mehr als weniger ausrichten. Denn sie bieten der Kritik eine geringere Angriffsfläche und regen die Phantasie weit wirksamer an als jene.

Für diesen Zusammenhang wichtiger ist, daß auch in den klar ausgesprochenen Theilen des Zielprogramms der Sozialisten das rein soziale Element weit hinter das wirtschaftliche zurücktritt. Alles Glück, das der Sozialismus auf Erden zu bereiten wünscht, besteht zuerst immer aus materiellen Gütern und alle übrigen guten Ergebnisse, an die man wohl denkt, sind als die Konsequenzen dieser einen Voraussetzung gedacht. Am Leichtesten aber läßt sich der überwiegend wirtschaftliche Charakter des Sozialismus an dem Theil seines Wirkens, der bei Weitem am Sichtbarsten hervortritt, an seiner kritisch-theoretischen und agitatorisch-praktischen Thätigkeit, erkennen. Es ist doch bezeichnend, daß das große Grundwerk der sozialistischen Theorie, das heute die geistige Basis nicht mehr nur für den deutschen Sozialismus bildet, in keinem Sinne ein soziologisches, sondern ein von Grund aus ökonomisches ist. Marxens Kapital bezeichnet sich als eine Kritik der politischen Oekonomie

und es ist dieser Bezeichnung vom ersten bis zum letzten Blatt treu geblieben. Spezifisch-soziologische Gedankengänge wird man selbst in seinen Nebenausführungen vergeblich suchen. Und ganz ähnlich verhält sich die praktisch-politische Agitation etwa der deutschen Sozialdemokratie: daß sie nebenbei eine radikal-demokratische Oppositionspartei ist, kommt hier nicht so sehr in Betracht. Das Eigenthümliche, was sie von anderen Parteien dieser Art unterscheidet, ist lediglich ökonomische Kritik und ein ökonomisches Reformprogramm. Fast noch bezeichnender ist die außerordentlich bedeutende Stellung, die innerhalb der sozialistischen Theorie eine Deduktion erhalten hat, die im Grunde im System nur die Rolle einer Nebenlehre spielt, die Idee der materialistischen Geschichtsauffassung. Daß die historische Betrachtung auf den Sozialismus einen großen Einfluß gewonnen hat, hängt mit seiner Entstehung zusammen: er ist in Deutschland emporgekommen in Anlehnung an den hegelischen Entwicklungsgedanken, er hat von vorn herein all seine Hoffnungen auf eine aus dieser formalen Idee gezogene materielle Folgerung gesetzt, nämlich darauf, daß die wirtschaftliche Entwicklung, wie sie sich bisher beobachten lasse, nothwendig zu neuen Unternehmungformen und zu Uebelständen führen müsse, die den Umschlag der kapitalistisch-individualistischen in eine sozialistische Volkswirtschaft im Gefolge haben müssen. Daß es an sich ein glücklicher Gedanke war, eine soziale Theorie auf historischen Grundlagen aufzurichten — und namentlich auf einer so tragfähigen Idee, wie die Lehre von der Entwicklung, Das heißt dem organischen pflanzenhaften Wachsthum alles historischen Geschehens —, wird Niemand leugnen dürfen; aber was hätte näher gelegen, als daß eine soziale Theorie sich einen sozialgeschichtlichen Unterbau gegeben hätte? Davon aber ist nichts geschehen; die historische Arbeit, die sozialistische Forscher geleistet haben und die zum größeren Theil aus theoretischen Programmforderungen für die Geschichtschreibung und nur zum kleineren aus praktischer Anwendung dieser Ideen besteht, ist ganz und gar von wirtschaftsgeschichtlichen Tendenzen getragen. Ist doch im Grunde Das, was man viel zu weit materialistische Geschichtsauffassung nennt, ökonomistische Geschichtsauffassung: die wirtschaftlichen Verhältnisse sind Quell und Ursprung aller Geschichte. (Eine eigentlich materialistische Geschichtschreibung müßte ja noch mehrere andere materielle Faktoren in Betracht ziehen: Leben, Klima, Vegetation u. s. w.) Hat man sich freilich zuvor davon überzeugt, daß auch diese angeblich soziale Theorie eine im Wesentlichen ökonomische ist, so wird man auch über die Natur ihrer historisch-theoretischen Unterlage nicht verwundert sein.

Wer irgend über die Entstehung des Sozialismus nachgedacht hat, wird seine wesentlich wirtschaftstheoretische Richtung nicht erstaunlich finden. Allerdings: die Wurzeln seines geistigen Ursprungs, die zu Rousseau zurückführen, sind mehr sozialen Gepräges; die Preisschriften, wie der *contrat*

social Rousseaus sind die gewaltigsten Würfe sozialer Pädagogik, die je gewagt worden sind. Aber die Theorien, die, von diesem Ausgangspunkt ausgehend, das sozialistische Dogma ausgestaltet haben, gewannen doch erst Bedeutung für die praktische Politik, als sich ihnen eine allmählich immer stärker anwachsende wirtschaftliche soziale Bewegung als Träger anbot. Der Sozialismus ist erst dann von Bedeutung geworden, als er das Programm einer aufwärts drängenden Klasse wurde, wie freilich auch diese Klasse ohne jenes Programm schwerlich je sich hätte zu so starker politischer Wirkung zusammenschließen können. Nun ist zwar unzweifelhaft diese Bewegung an sich ebenfalls sozialer Natur: eine Klasse schickt sich hier an, nicht nur alle anderen höher stehenden Klassen anzugreifen, sondern sie plant die Aufhebung aller Klassenverbände überhaupt. Aber der starke Impuls, der sie zu diesem Unterfangen treibt, ist lediglich materieller, wirtschaftlicher Natur: der geringe Antheil an dem Gütererwerb, der den niederen Schichten zufällt, ist das A und das D dieses welthistorischen Phänomens. Dieser Antheil war früher nicht größer gewesen, aber die Bevölkerung-Konzentration der neuen Wirthschaftsformen, die gesteigerte Lebhaftigkeit des politischen Lebens, die politische Demokratie, vielleicht auch die Ausbreitung elementarer Bildung haben diesen Schichten den Blick und das Bewußtsein geschärft. Und nun wurde diese wirtschaftliche Minderberechtigung das Centrum der Bewegung: jede politisch-praktische Agitation, jede theoretische Auseinandersetzung, jedes Reform- und Revolutionprogramm, jedes Versprechen zukünftiger Besserung setzte bei ihr ein. An eine spezifisch soziologische Werthung und insbesondere an eine Prüfung der Folgen dieses ganzen Beginnens für die Entwicklung der Persönlichkeit und ihres Bindungsverhältnisses zu den sie rings umgebenden alten oder neugeplanten Gemeinschaften wurde nicht gedacht.

Im anderen Lager, bei den Gegnern dieser Bewegung, bei den Vertheidigern des Bestehenden, liegen die Dinge ein Wenig anders. Die Theoretiker, die dem Sozialismus entgegengetreten sind, haben den soziologischen Kern der geplanten Neuerung doch viel öfter berührt. Insbesondere der Katheder-Sozialismus neuester Zeit hat das Verdienst, diesen wichtigsten Punkt des ganzen Streites viel häufiger betont und beleuchtet zu haben als die von ihm angegriffene sozialistische Schule. Adolph Wagner hat schon längst durch die Gegenüberstellung von Sozialismus und Individualismus die Frage in ein halb soziologisches Licht gerückt; auch die politische Praxis hat diese Seite der Sache weit öfter beleuchtet, als es von der sozialistischen Partei geschehen ist. So plump und ungerecht übertrieben auch sicher das Schlagwort vom sozialdemokratischen Zuchthausstaat ist: es ist soziologischer, nicht ökonomischer Natur. Und wenigstens der radikale Liberalismus unserer Tage betont noch heute so stark wie je zuvor, daß er den Einzeln dem

Staat gegenüber mächtiger und unabhängiger machen wolle, und hält allen Umwälzungsplänen des sozialen Demokratismus das Argument entgegen, daß durch sie eben diese Freiheit des Individuums unter ein neues Joch gebrugt werden könnte. Der gemäßigte, in vielen Ständen konservativ gewordene Liberalismus aber hält jedenfalls den Sozialisten gegenüber an der Betonung der Selbsthilfe des Einzelnen fest, wenn er auch nach der anderen Seite, dem Staat gegenüber, außerordentlich viel größere Konzessionen in Hinsicht auf die Bewegungsfreiheit des Einzelnen und ihre Einschränkung gemacht hat als sein Vorgänger von 1848. Charakteristisch ist endlich, daß im Rücken des Sozialismus selbst, meist durch Abfall aus seinen Reihen, sich eine Partei gebildet hat, die, noch radikaler als er, ihn nicht bekämpft, weil sie irgend Etwas von den bestehenden Zuständen, am Wenigsten den Staat, konserviren möchte, sondern, weil ihr der Sozialismus nicht individualistisch genug ist. Der Anarchismus, der im Grunde nur die letzten Konsequenzen aus den politischen und sozialen Prinzipien des demokratischen Liberalismus zieht, ist aus dem selben Grunde wie dieser, nur in unvergleichlich viel schärferer Betonung, der Anwalt des Individuums gegen das kollektivistische Element im Sozialismus geworden.

Man sieht: es fehlt bei den Gegnern des Sozialismus weniger als bei ihm selbst an Anläufen zu einer eigentlich soziologischen Betrachtung der sozialen Fragen. Trotzdem wird man nicht sagen dürfen, daß sie irgendwie herrschend geworden sei; die vornehmlich wirtschaftliche Auffassung dieser großen ökonomisch-sozialen Krisis ist auch hier die durchaus überwiegende. Wenn der Individualismus dem Sozialismus gegenübergestellt wird, so geschieht es doch in einem fast durchaus nationalökonomischen Sinne: man denkt an die Ideen des freien Wettbewerbes und an den Sozialismus als eine Form assoziativer Bindung dieser wirtschaftlichen Freiheit. Und wenn aus jenen parteipolitischen Invektiven gegen den Zuchthausstaat der Sozialisten wirklich die Sorge um die ganze, nicht nur ökonomische Unabhängigkeit spricht, so ist doch nirgends eine in wissenschaftlichen Sinne soziologische Deutung dieser Fragen zur Herrschaft gelangt.

Nun höre ich im Geiste schon einen Einwand, der freilich sorgfältiger Erwägung werth ist: man wird sagen, daß ja alle nationalökonomische Betrachtungsweise an sich eine soziologische sei, man wird mich darauf hinweisen, daß es sich bei der großen Frage der Gütervertheilung, zum Theil auch bei der Produktionseinrichtung, die der große soziale Streit unserer Tage zum vornehmsten Gegenstand hat, im Wesentlichen um die Regelung sozialer, ja der wichtigsten sozialen Verhältnisse handle. Darauf ist zu erwidern, daß man diese Behauptungen fast in ihrem ganzen Umfang zugeben kann, ohne doch auf die grundsätzliche Forderung zu verzichten, von der

meine Untersuchung ausgeht. Gewiß: ein großer und sehr beträchtlicher Theil der Beziehungen und Einungen der Menschen unter einander, von denen die Soziologie handeln will, ist ökonomischer Natur; und Niemand wird leugnen dürfen, daß die Nationalökonomie, eben so wie etwa die Jurisprudenz oder die theoretische Politik und vielleicht auch die Ethik, Tochterwissenschaften der Soziologie sind; nur ist hier, wie öfters in der Genealogie der Wissenschaften, zu konstatiren, daß die Töchter älter sind als die Mutter. Denn wie Recht, Politik und Ethik nur von den Bemühungen der Menschen und ihrer Genossenschaften unter einander reden, so untersucht auch die Nationalökonomie wirtschaftliche Dinge im Grunde nur so lange und so weit, wie sie ein soziologisches Interesse darbieten: alles rein Oekonomische überläßt sie der Technik oder behandelt es lediglich im Hinblick auf seine sozialen Funktionen.

Aber schon indem man hervorhebt, daß die Nationalökonomie trotz oder eben wegen ihres sozialen Charakters einen Zweig der Soziologie, gewissermaßen angewandte Soziologie, darstelle, ist gesagt, daß die Soziologie selbst noch andere und ausgedehntere Aufgaben hat. Mir scheint nun selbstverständlich, daß, wo der Theil schon Jahrzehnte lang am Werke ist, sich geltend zu machen, auch das Ganze nicht schweigen dürfe; und man wird zugeben, daß hier große Erträge zu hoffen sind. Niemand wird der Narr sein wollen, zu dekretiren, daß die Nationalökonomie inkompetent sei, die zuerst einmal wirtschaftlichen Probleme zu behandeln, an die man unter der Bezeichnung „Soziale Frage“ denkt; wer sich heute mit Soziologie, d. h. mit einer noch in der Wiege liegenden Wissenschaft, befaßt, wird vielmehr überall daran erinnert, wie viel diese Studien der Nationalökonomie schulden. Die fruchtbarsten sozialgeschichtlichen Arbeiten verdanken sie einem Nationalökonomem und ihre methodische Schulung werden sie hier am Ehesten sich aneignen dürfen. Aber damit ist nicht gesagt, daß der nothwendig partielle Standpunkt, von dem aus die Wirtschaftswissenschaft diese Dinge ansieht, der allen Ansprüchen genügende oder gar einzige sein kann. Es steht damit eben so wie mit den Versuchen, die neuerdings geistvolle Juristen gemacht haben, soziologische Probleme von ihrer Position aus zu lösen: die Soziologie kann dafür nicht dankbar genug sein und durch solche Bemühungen wird die sehr nothwendige Durchdringung des juristischen Stoffes mit soziologischem Sauteig nur gefördert werden. Aber eine zureichende Erledigung soziologischer Aufgaben wird man eher von der Soziologie selbst als von solchen zum Theil von ganz anders gearteten Bedürfnissen diktirten Hilfeleistungen der Nachbarwissenschaften erwarten dürfen. Noch neuerdings ist eine tüchtige Monographie dieser juristisch-soziologischen Art erschienen, die an sehr charakteristischen Wendungen der Beweisführung erkennen läßt, wie hier ein starker,

eigenwilliger Stoff in ihm fremde Kategorien hineingepreßt ist. Der Nationalökonomie aber kann unmöglich unwillkommen sein, daß die Stoffe, die sie seit nun schon längerer Zeit behandelt hat, für ganz andere, wesentlich verschiedene Zwecke benutzt werden.

Doch wenn ich Sie nun auch von der theoretischen Nothwendigkeit, soziale Fragen vom Standpunkt der Soziologie aus zu betrachten, überzeugt hätte: Sie würden doch der Ansicht sein, daß ich mit leeren Händen vor Sie getreten sei, wollte ich es damit sein Bewenden haben lassen. Sie werden mit Recht von mir eine Probe auf dies programmatische Exempel, einen praktischen Beweis der Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit dieser Forderung verlangen. Und so weit meine Kraft reicht, möchte ich ihn Ihnen nicht schuldig bleiben und versuchen, wenigstens in Hinsicht auf die wesentlichsten Punkte eine soziologische Analyse der geistigen und politischen Bewegung aufzustellen, der man den Namen der sozialen Frage gegeben hat.

Ich darf von einer geschichtlichen und einer methodischen Vorbemerkung ausgehen. Woher stammt der Drang nach einer spezifisch soziologischen Deutung dieser Dinge, die man so lange den ökonomisch gerichteten Theoretikern und Praktikern überlassen hat? Ich meine, der Weder ist auch hier, wie in so vielen anderen Stücken, Friedrich Nietzsche gewesen. Wollte man seine Stellung in der Geschichte des deutschen Geistes mit zwei Worten — d. h. viel zu eng, aber charakteristisch — bezeichnen, man müßte ihn den Philosophen der Persönlichkeit nennen. Dem Begriff wie der Werthung der Persönlichkeit ist es in unseren Tagen schlimm ergangen: die übermäßige kollektivistische Strömung der Gegenwart hat ihr übel mitgespielt. Der Sozialismus hat ihr aus Prinzip den Krieg erklärt und in der Wissenschaft sind ihr leidenschaftliche Gegner erstanden. In der Geschichtschreibung — oder besser: in der Theorie der Historie — wird heute ein Kampf um sie ausgefochten, der auch für die übrigen Geisteswissenschaften wichtig ist. Ein übertriebener Kollektivismus auf der einen Seite hat die absurdesten Blüthen getrieben, deren symptomatischste, wenn auch keineswegs erfreulichste Bourdeaus Theorien darstellen; aber auch für die Persönlichkeit sind zum Theil nur sehr schwächliche Anwälte aufgetreten. Namentlich die Praxis dieser angeblich individualistischen Historiker läßt bis auf wenige rühmliche Ausnahmen viel zu wünschen übrig: ein Blatt aus Dostojewskijs Roman enthält mehr psychologische Divination und Analyse als die allermeisten dieser dickleibigen Biographien, als etwa Droysens Jork, ein besonders gepriesenes Exemplar dieser Gattung. Damit, daß man einen bis zu banaler Abgegriffenheit verschliffenen Goethevers citirt, wird man noch kein Pfadfinder im dunklen Reich der Seele starker Einzelmenschen. Dazu kam die alte Thorheit, als sei die starke Persönlichkeit herausgehoben aus dem unabänderlichen Gang

der kausal bedingten, determinirten Entwicklung, eine Thorheit, die immer von Neuem wieder mit den selben nichtigen Argumenten verfochten wird. Hier hätte man von Nietzsche lernen können: er, der individualistischste Individualist, der glänzendste Bertheidiger der Persönlichkeit, der je seit Machiavelli erstanden ist, hätte es für eine Naivserie gehalten, den eisernen Zwang der Nothwendigkeit alles Geschehens auch nur mit einem Worte noch zu diskutieren. Doch an solches Lernen ist heute, da Nietzsche im Reiche deutscher Wissenschaft noch immer der bestignorirte Mann ist, nicht im Entferntesten zu denken.

Der Soziologie aber hat er mit seinem unablässigen Preise des Einzelnen, des starken Einzelnen eine tief einwirkende Anregung gegeben. Er selbst freilich ist weit davon entfernt geblieben, aus dieser einen großen These, die er als Sozialpädagoge, als Menschheitserzieher, nicht als Sozialtheoretiker, als Wissenschaftler aufgestellt hat, die Konsequenzen zu ziehen, die zur Behandlung politischer sozialer Zeitfragen hinüber geleitet hätten; so wenig wie er je sozialpolitische oder historische Kenntnisse hätte sammeln mögen, um zum Staat eine sichere Stellung zu gewinnen oder den sozialhistorischen Prozeß im Sinne seiner Ansichten anders zu beleuchten als durch ganz fragmentarische, oft blickartig die tiefsten Tiefen aufhellende, oft mehr als paradoxe und vollkommen falsche Aperçus. Dazu war er zu sehr Seher, Poet, Sänger und viel zu wenig Gelehrter; er sah im Grunde alle Realitäten des Lebens, auch die härtesten und rauhesten, nur auf ihre ästhetische Wirkung an; selbst der Gipfel seiner Lehre, das Dogma vom Uebermenschen, wurzelt in weltfremder Romantik, in einer die Jahrtausende der Menschheitsgeschichte arglos verwechselnden Phantasia.

Aber wie die Wissenschaft aus tausend Einzelergebnissen seines Schauens und Schaffens noch die reichsten Früchte ziehen wird, so konnte der leitende Gedanke seiner Philosophie der Soziologie den Antrieb zu ganz anderem Vorwärtstreben geben, wenn auch mit ganz anderen, systematischeren Hilfsmitteln, als sie ihm selbst zur Verfügung standen. Der Gedanke der prinzipiellen Gegenüberstellung von Persönlichkeit und Gemeinschaft, des sozialen Atoms und der sozialen Verbindung, war hier mit Leichtigkeit in einem nicht mehr nationalökonomischen oder politischen oder überhaupt irgendwie angewandten, sondern im rein soziologischen Sinne zu gewinnen. Nur freilich ergab sich, wenn ich hier von meinen Forschungserfahrungen ein Wort sagen darf, daß dieser eine Gegensatz, Individuum und Affoziation, Einzelner und Genossenschaft, Persönlichkeit und Menge, allzu weit gespannt ist, als daß er allein zu sozial-historischen und, wie sich später fand, auch soziologischen Studien verwandt werden könnte. Gewiß: die beiden Tendenzen individualistischer und assoziativer Gesellschaftsordnung sind die beiden großen Pole, nach denen alle soziale Bewegung gravitirt, sei es nach dem

einen, sei es nach dem anderen. Aber es sind nur die beiden Endpunkte einer langen, nuancenreichen Skala. Und mir scheint, man wird, um der Fälle des Geschehens und der konkreten Fälle nur einigermaßen gerecht zu werden, jede dieser beiden Hauptformen sozialer Bewegung in zwei Unterarten zerlegen müssen. Es giebt zunächst einen aristokratischen und einen demokratischen Individualismus. Das heißt: der Einzelne kann sich gegen irgend einen bestehenden sozialen oder politischen Zwang in Masse erheben, Tausende von Individuen können bestrebt sein, sich und Allen ein gewisses Maß größerer Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit zu verschaffen; oder aber der Einzelne hebt sich in geringerer Zahl stolz in die Höhe, um seine Persönlichkeit durchzusetzen. Ein typisches Beispiel für jenen, für den Klassen- und Mengen-Individualismus ist alle moderne Demokratie, ein Muster für diesen, für den starken, persönlichen Individualismus, das waffenstarke Ritter- und Dynastenthum des Mittelalters. Ich meine, man wird diese Unterscheidung ohne Weiteres als plausibel anerkennen: daß ein moderner Demokrat und daß etwa auch Nietzsche für die Rechte des Einzelnen eintritt, ist offenbar, aber daß zwischen ihnen ein weit klaffender Abstand sich dehnt, ist eben so klar. Der Eine will den Vielen einige wohl bemessene, der Andere Wenigen ganz außerordentliche, fast unbegrenzte Rechte zuweisen. Daß bei dem aristokratischeren dieser beiden Systeme der Menge eher Freiheit genommen als gegeben wird, leuchtet ein. Es ist, als ob es sich um einen Strom handele, der entweder eng, dann aber tief und reißend, mächtig dahinrauschend sein Wasser wälzt oder in breitem ebenen Bett ruhig und still, aber auch leicht dahinfließt.

Doch kann auch der Drang zur Assoziation, zur Vergesellschaftung sich in zwei sehr verschiedenen Formen äußern: er kann zu einer aus freiwilligem Antrieb organisch erwachsenen Gemeinschaft führen und er kann sich in einer mehr zwangsmäßig geordneten, von oben herab dekretierten Assoziation betätigen; in beiden Fällen ist ein enges Aneinanderrücken und Zusammenleben bei einem gewissen Maß von Ebenbürtigkeit und Gleichheit der Mitglieder die Voraussetzung. Schauen Sie die mannichfachen zünfrigen und ständischen Organisationen des blühenden Mittelalters, aber auch die wenigen auf genossenschaftlichen Zusammenhalt und freie Einigkeit basirten Republiken des Alterthums und der späteren Zeiten an, als typische etwa die heldenhaften kleinen Bauernvölker der Uebschweiz, der Friesen und der Dithmarschen, so halten Sie den Beleg für jene erste Form, für die freiwillige, organisch von unten herauf erwachsene Assoziation in Händen. Die absoluten Monarchien des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aber bieten das nächstliegende Beispiel der anderen Kategorie, der Zwangsassoziaton, dar, denn indem sie ihre Staaten und Völker zu engster wirtschaftlicher und politischer Gemeinschaft zusammenschlossen, wollten sie doch diese Genossenschaften durch-

aus nur von oben her regiren und gaben auf eine freiwillige Theilnahme der Glieder nicht das Mindeste; sie appellirten noch kaum an deren Gefühl. Alle diese vier großen Tendenzen, die selbstverständlich auch wieder nur große und grobe Zusammenfassungen mannichfacher feinerer und zarterer Nuancen und Schattirungen der sozialen Bewegung sind, spiegeln sich nicht nur in der Formation der Staaten und Stände, der Klasse und der Familie ab, sondern auch im wirthschaftlichen, im Rechtsleben wieder; ja, es lassen sich selbst im geistigen Leben, in Religion, Kunst und Wissenschaft, Analogien und Parallelen nachweisen. Der überwiegenden Regel nach mischen und kombiniren sich aber in den konkreten Zuständen bestimmter Zeiten und Völker mehrere, wenn nicht alle vier Formen dieser großen Tendenzen des sozialen Lebens. Und wo immer sich ein Drang zur Aenderung regt, gerathen sie mit einander in Konflikt, will die eine die andere verdrängen oder wenigstens bei Seite schieben. Und da Das sehr häufig geschieht, so hat es im Grunde schon unendlich oft soziale Fragen gegeben. Nur hat sich ihr Austrag meist viel latenter, viel stiller vollzogen als heute. Erstens, weil man sich dieser Dinge, obwohl man auch ehemals Tag für Tag um sie socht, nicht so bewußt war, zweitens, weil noch niemals ein so ungeheuer weiter Kreis von Volksgenossen an ihnen lebhaften und leidenschaftlichen Antheil genommen hat wie in unseren demokratischen Tagen.

Fassen wir nun den heutigen Zustand ins Auge, so ergibt sich ein Zusammenwirken aller jener großen Tendenzen, das einer gewissen Harmonie nicht entbehrt und das deshalb von Vielen — freilich ohne daß man sich des Grundes bewußt wurde — als Gesundheit mit Befriedigung empfunden wird. Am Stärksten macht sich in unserem politischen Leben noch die autoritäre Form der staatlichen Affoziation geltend: Krone, Heer und Beamtenthum tragen bei uns an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts noch immer, trotz mannichfachen Zugeständnissen an neuere Entwicklungsstadien, den Stempel des absolutistischen Zeitalters. Daß das Preußen Friedrich Wilhelms des Ersten und seines großen Sohnes den Absolutismus so kräftig und gesund ausgebildet sah wie vielleicht kein anderer Staat jener Zeit, macht sich auch heute noch geltend. Der politische Massenindividualismus unseres Jahrhunderts, die Demokratie, hat Dem gegenüber nicht allzu viel durchzusetzen vermocht: wie schwach unser Parlament ist, weiß Jeder von uns. Oft haben sich beide Tendenzen verschmolzen, wie etwa in der grundlegenden Institution unseres Heerwesens, in der allgemeinen Wehrpflicht, und haben da wenigstens die Empfindung, wenn auch gewiß noch nicht die Institutionen einer freiwilligen Genossenschaft der Staats- und Heeresangehörigen hervorgebracht. Das starke Nationalgefühl unseres Zeitalters trägt diesen selben Charakterzug, nur noch reiner ausgeprägt, wenigstens in die größten Fragen unserer

auswärtigen Politik, d. h. in diejenigen, die sich nicht im Geheimniß der Kabinete vollziehen und zu denen man die öffentliche Meinung wenigstens in der Noth heranzuziehen pflegt. Am Wenigsten kann sich heute der Individualismus der starken Persönlichkeit regen: im politischen Leben hat die Allgewalt des Staates ihm längst jede Möglichkeit benommen, sich auch nur auszubilden, geschweige denn zu regen.

Und wer nicht wie Nietzsche ein Romantiker ist, der uralte Vergangenheiten neu beleben und in einer Zeit beleben will, der alle Voraussetzungen dafür abgehen, wird darüber nicht allzu schwere Klagen führen können; bewundern wir doch an dem höchstgewachsenen Menschen, den wir erleben durften, daß er sich den Ordnungen des Staates, den er leitete, so ganz eingefügt hat. Bedenklicher ist vielleicht, daß die Uniformität eines bürokratisch regierten Staates dahin tendirt, auch weit geringfügigere, nur theoretische Regungen der Selbständigkeit zu unterdrücken und jeden nicht ganz reglementgemäß wachsenden Strauch nach dem klassischen Muster Le Nôtres und der politischen Gartenkünstler des Absolutismus unter die fiskalische Heckenhecke zu nehmen. Am Häufigsten hat noch das wirtschaftliche Leben unserer Tage mit seinen gigantischen Unternehmungen starken Persönlichkeiten Gelegenheit gegeben, sich eigenthümlich auszuwachsen und auszuleben. Es war kein schlechter Gedanke, der vor einiger Zeit einmal gedußert wurde, daß die großen Unternehmer unserer Industrie und unseres Handels die am Meisten nietschischen Erscheinungen unserer Zeit seien. Und Dem entspricht es durchaus, daß der Massenindividualismus, der in den heute sich politisch und zum Glück auch geistig so stark emporredenden Schichten der Hand- und Maschinenarbeiter einen bereiten Träger finden würde, in unserem wirtschaftlichen Leben am Wenigsten zur Geltung kommt. Selbst in Zeiten fast beängstigend schnellen Aufschwunges der Industrie, wie den augenblicklichen, ändert sich in Hinsicht auf die Gewinnvertheilung zwischen Unternehmern und Industrieleitern auf der einen, den Arbeitern auf der anderen Seite fast nichts. Die kleinsten und gerechtesten Ansprüche auf Lohnerhöhung stoßen, wir sehen es eben wieder mit Staunen an den unseligen Bergarbeitern Belgiens, auf eisernen Widerstand.

Dem gegenüber hat sich nun eben dieser vierte Stand erhoben und hat eine all seinen äußersten Wünschen weit entgegenkommende ökonomisch-soziale Theorie auf den Schild erhoben, um Staat und Gesellschaft nach ihr zu modeln. Der Sozialismus stellt sich, soziologisch erfaßt, zunächst als die ökonomische Konsequenz des politisch längst ausgesprochen und theilweise zur Herrschaft gekommenen Massenindividualismus der Demokratie dar. Der Einzelne als solcher, jeder Einzelne verlangt nun nicht bloß nach politischer, sondern auch nach wirtschaftlicher Gleichberechtigung. Doch freilich:

schon der Name der Bewegung deutet darauf, damit ist sie noch nicht vollständig charakterisirt. Das Mittel, durch das dem Einzelnen geholfen werden soll, ist nicht Selbsthilfe, wie sie der ökonomische Zwillingbruder des Liberalismus, das System der freien Konkurrenz, und wie sie in ihren radikalsten Konsequenzen der Anarchismus predigt, sondern die Genossenschaft, die Affoziation, etwa die Klasse, die Gewerkschaft, die Wirthschaftsgemeinschaft, später das Volk, wenn nicht die ganze Menschheit.

Nur kann nun nicht beikommen, hier an diesem theoretischen und praktischen System vom soziologischen Standpunkt aus eine eingehende Kritik ausüben zu wollen. Nur zwei Punkte — und so weit ich sehe, sind es gerade die Angelpunkte — möchte ich kurz beleuchten und zwar nicht beurtheilen, aber auf ihre soziologische Deutbarkeit hin prüfen.

Der eine ist die antiaristokratische Tendenz des Sozialismus. Sie ist ganz außerordentlich stark und Niezsches Haß gegen alle moderne Demokratie, gegen Rousseau, die Revolution und noch mehr gegen den Sozialismus ist hierfür symptomatisch. Sie wissen, daß Niezsche eins seiner härtesten Worte gegen ihn geschleudert hat, da er bedauerte, daß es nicht gelungen sei, eine europäische Sklavensaste heranzuzüchten. Unter dem Lichte der antiaristokratischen Theorie des Sozialismus erscheint sogar unsere in vielen Stücken egalisirte Gesellschaft als durch starke soziale Stufen, ja durch hohe Abstürze gegliedert und geschieden. Wie wenig dem Sozialismus an der starken Persönlichkeit liegt, Das beweist er schon durch seine rein ökonomische Natur: ihm ist an dem schwachen, armen Einzelnen viel mehr gelegen als an dem starken, denn Dieser kommt nur sehr selten in wirthschaftlichen Nothstand, für Jenen ist er chronisch.

Noch leidenschaftlicher aber mußte der Sozialismus seiner innersten Tendenz nach gegen die Abstufungen der Gesellschaft eifern, die nicht eigentlich durch den starken Einzelnen herbeigeführt werden, sondern durch die gesellschaftliche Tradition, besonders durch die Vererbung. Und ginge er überhaupt auf soziologische Argumentationen aus, so müßte er es hier sicherlich thun. Denn zerlegt man sich Das, was er fordert, so findet man, daß er einmal allerdings Ausgleichung der sozialen Lage ohne Ausnahme erstrebt: er wünscht Jeden mehr seinen Bedürfnissen als seinen Leistungen nach zu entlohnern. Zweitens aber kämpft er gegen alle nicht von ihrem Inhaber meist selbst erworbenen, sondern ererbten sozialen Vorzüge. Daß eine ständische Abstufung, ein erblicher Adel namentlich, mit seinem System nicht zu vereinigen ist, ist selbstverständlich; die Sozialisirung der Produktionsmittel aber, die partielle Aufhebung des Privateigenthums, sein wichtigster Programmpunkt, bedeutet, soziologisch ausgedrückt, zum größten Theil nichts Anderes, als daß die Vererbung der anderen und materiellen Gruppe sozialer Vorzüge,

d. h. eben des Eigenthumes, aufgehoben werden soll. Der Sozialismus müßte zwischen diesen beiden Dingen, zwischen den erworbenen und den erbten sozialen Vorzügen, scheiden. Daß er es nicht thut und daß er nur selten magt, wie Kautsky es z. B. in anerkennenswerther Weise thut, an die Abstufung der sozialen Belohnung der Einzelnen zu denken, bietet vielleicht einer soziologischen Kritik dieser Theorien einen der schwächsten Angriffspunkte dar. Die Praxis des Sozialismus ist zwar — Das werden die Unparteiischen auch unter seinen Gegnern anerkennen müssen — noch nicht ganz massen-individualistisch: es giebt keine Partei, die die vom Sozialismus gepredigte Geringschätzung der starken Einzelnen weniger praktisch bethätigt als er selbst und keine, die mehr hero-worship treibt als sie. Es kann ja keinen stärkeren Beweis für die Macht der Persönlichkeit geben als die übermächtige Bucht, mit der heute jeder Buchstabe, den Marx je geschrieben hat, auf seiner Partei wie ein Bann lastet. Und wer davon überzeugt ist, daß zwar die großen Linien der Entwicklung unbeirrt ihre Bahn vorwärts laufen müssen, daß aber immerdar führende Menschen auftreten werden, um auf diesen Bahnen voranzuschreiten, wird sich dieses Einflusses starker Persönlichkeiten ganz contre coeur der Beeinflussten freuen müssen, wie immer er auch zu Marx und seinen Lehren sich verhalten mag.

Ein Zweites ist die Natur der vom Sozialismus geplanten und herbeigewünschten allgewaltigen Wirtschaftsgenossenschaften. Wird man ihnen, wenn man über ihre mögliche Organisation und ihre praktische Ausführbarkeit nachdenkt, den Charakter freiwilliger Assoziation zugestehen können? Ich führe eben noch als Beispiele der entgegengesetzten Form dieser Gruppe sozialer Institutionen den monarchischen Absolutismus an; aber ist nicht auch ein demokratischer Absolutismus denkbar, eine Tyrannei von Majoritäten, kurz, könnten nicht auch solche Genossenschaften eher den Typus der Zwangs-assoziaton, nicht den der freiwilligen, organisch gewachsenen annehmen? Mir scheint auch Dies eine wenig bewehrte Stelle der sozialistischen Theorie zu sein.

Beide Einwürfe aber gehen, wie Sie bereits gesehen haben werden, von einem Anfangspunkt aus, nämlich von der Rücksicht auf die Selbständigkeit und Eigenwürdigkeit des Einzelnen, namentlich des starken Einzelnen. Nun weiß ich wohl, daß mit diesen beiden Argumentationen nicht die ganze Linie des sozialen Kampfes umspannt wird, — aber auch ohne langen Kommentar werden Sie längst gesehen haben, daß ihre Tragweite sehr groß ist und viel ausgedehnter, namentlich in Hinsicht auf die Theorie des Eigenthumes und der Einkommensvertheilung, als sie auf den ersten Blick erscheint. Doch dieser Kampf ist kein theoretischer, sondern ein praktischer. Und auch die Jüngsten unter uns werden sein Ende nicht mehr sehen. Denn so furchtbar auch die Phalanx ist, die der Sozialismus in einer schon nach

Millionen zählenden Anhängerschaft um sich geschaart hat: stärker sind unzweifelhaft die alten Gewalten, die sich ihm entgegenstemmen. Es ist ein weltgeschichtliches Drama, dessen erste Szenen sich da vor unseren Augen abrollen, — für den Historiker und Sozialtheoretiker ein Schauspiel von faszinirendem Reiz, aber für Tausende in beiden Lagern eine Sache, für die sie Blut und Leben einzusetzen bereit sind. Die Rolle der Wissenschaft jedoch kann dabei nicht nur die eines ästhetisch entzückten oder fleißig notirenden Zuschauers sein. Sie hat vielmehr die Pflicht, nicht parteiisch, sondern objektiv nach der Wahrheit auch in diesen Dingen zu suchen, so weit es in ihren Kräften steht, und sie dann ungeschont auszusprechen. Vielleicht kann sie dann, zwar nicht den streitenden Theilen, wohl aber dem Ganzen, dem Volke, der Menschheit, den einen oder anderen Dienst erweisen, der auch praktische Folgen hat. Und noch eine andere Mission fällt ihr bei diesem vorbereitenden, ich möchte sagen, Generalstabsamte zu: durch unbefangenes, vorurtheilloses Beobachten und Anhören nach allen Seiten hin den Frieden zu fördern und dahin zu wirken, daß diese große innere Auseinandersetzung zwar nicht in Stagnation auslaufe — Das wäre nicht nur kein Gewinn, sondern ein großer Schade —, aber auch nicht in einer Blut- und Brandkatastrophe endige.

Dies Amt wird uns Leuten des Arbeitstisches und des Rathes nicht ganz leicht gemacht: den Heißspornen unter den Verfechtern der unbedingten Aufrechterhaltung des Bestehenden gelten wir schon als Revolutionäre, die man, je eher desto lieber, mit Peitschen und Storpionen züchtigen müsse. Und die Männer der radikalen Neuerung nennen uns, was sehr viel schmerzlicher ist, feile Knechte und Söldlinge des Unternehmertums. Aber vielleicht zeigt sich, daß heute wieder eine Generation von Gelehrten auf dem Plan steht, die sich weder von rechts noch von links her einschüchtern läßt und die ähnlich unerschrocken und ähnlich besonnen auftritt wie einst die Professoren der dreißiger und vierziger Jahre, die in einem ganz anderen, aber nicht minder leidenschaftlich geführten Kampf unserem Volke durch eine feste und unparteiische Stellungnahme doch nicht ganz geringe Dienste sehr praktischer Art geleistet haben: Das ist meine — und gewiß Ihrer Mütter — große und frohe Hoffnung.

Wilmerdsdorf.

Professor Dr. Kurt Brensig.



Oesterreichische Industriepolitik.

Das chronische Fieber, das den Körper der österreichisch-ungarischen Monarchie durchschüttelt, hat bisher Handel und Wandel des täglichen Lebens kaum beeinflusst. Ein Bisken nationaler Boykott, ausgehend von der letzten Hand, nicht immer ehrlich gemeint und nicht immer ehrlich durchgeführt: Das ist eigentlich der ganze bisherige Reflex des großen Kampfes auf das „Geschäft“. Unser gesamtes Wirtschaftsleben ist so verkommen und unmodern, wir sind so gewöhnt an das Elend, daß wir glauben, es könne nicht anders sein. Wie unabsehbar auch die nachtheiligen Folgen für die Volkswirtschaft beider Reichshälften wären, wenn es nicht gelingt, der gegenwärtigen Krisis Herr zu werden, so sind diese traurigen Aspekten dennoch bisher nicht escomptirt worden. Unbekümmert um eine fernere Zukunft wurden von Erzeuger und Zwischenhand die vielen Sorgen des Tages getragen und die wenigen Erfolge des Tages gepflückt. Das ist bezeichnend für die Psychologie des Erwerbslebens. Aber auch charakteristisch für die geringschätzigste Auffassung, die unsere Praktiker von der Möglichkeit der Realisirung des Projectes eines selbständigen ungarischen Zollstaates hegen. Die Schweinepest, die Judenkravalle in Galizien, vor Allem aber die schlechte Ernte von 1897 haben einen viel größeren Einfluß auf die Gestaltung des „Geschäftes“ gehabt als alle Kabinettswechsel, Parlamentsrevolutionen und alle zwischen Wien und Budapest spielenden Intriguen und ausgetauschten Flegelien. Selbst die Börsenspekulation, die einen ausgesprochenen Hang zur Uebertreibung besitzt und niemals faul ist, die Tips der Weltgeschichte zu unterstreichen und auszunützen, blieb von der politischen Situation unberührt und entnahm ihre Anregungen den Gas- und Tramway-Verlegenheiten des Dr. Lueger, den rücksichtslosen Montanoperationen des Herrn Wittgenstein und landläufigen Börsenjobbereien schäbigerster und auch den Untersuchungsrichter beschäftigender Natur, wie den berücksichtigten Vorgängen in der österreichischen Waffenfabrik. Wenn der Kurszettel, namentlich in seinem magyarischen Theil, heute ein anderes Gesicht trägt als im Jahre 1896, so steht Das viel mehr mit der europäischen Bewegung des Zinsfußes als mit den tobenden Gewittern und annoch dräuenden Wolken unserer innerpolitischen Sturm- und Drangperiode in Verbindung.

Nach Thomas Buckle ist es „ein Hohn gegen alle gesunde Vernunft, der Gesetzgebung auch nur irgend einen Antheil an dem Fortschritt zuzuschreiben oder von künftigen Gesetzgebern eine Wohlthat zu erwarten, ausgenommen die Wohlthat, Das abzuschaffen, was ihre Vorgänger verordnet haben.“ Ohne sich ganz und gar mit dieser Ansicht des edlen Vertreters eines edlen Liberalismus zu identifiziren, dürfte man denn doch dem modernen Parlamentarismus zu viel Ehre anthun, wenn man glaubte, er könne Volks-

glück und Volkswohlstand nur so paragraphenweise dekretiren. Am Allerwenigsten aber war es dem österreichischen Parlament auch in den Zeiten seiner eifrigsten — sogenannten — wirtschaftlichen Arbeit vergönnt, wirklich maßgebend in die Wirtschaftspolitik des Reiches einzugreifen. Der vollst. Stillstand der österreichischen Gesetzgebungsmaschine wird daher offenb. den Militärpolitikern, die immer neu zu bewaffnen und zu reorgan. haben, von dem Finanzminister, der immer neue Lasten auf die Schultern der Arbeiterklasse zu legen wünscht, und von der auswärtigen tzung, die bei aller berufsmäßigen Heiterkeit der Lebensauffassung den Rückgang der internationalen Werthschätzung der österreichisch-ungar. Monarchie empfinden muß, viel schwerer ertragen als in der Werkstätte im Kontor oder gar von Denen mit Ar und Halm.

Das österreichische Abgeordnetenhaus hat vor den Neuwahlen des jahes 1897 sowohl unter dem Koalitionministerium als unter Badeni durch keine Obstruktion gehemmte Arbeitskraft dazu verwandt, um mit h. Bemühen eine Reform der direkten Personalsteuern zu Stande zu br. die das Einkommen aus Industrie und Handel unverhältnißmäßig b. und die bis dahin bereits schwer empfundene Besteuerung der Kap. assoziation in der Form der Aktiengesellschaft bis zur Unerträglichkeit steigert hat. Mindestens ein Viertel des Reingewinnes dieser Er. vereinigungen verfällt dem Staats-, Landes- und Gemeindefiskus. Weniger Veranlassung hat die Industrie, der handelspolitischen Thätigkeit österreichischen Parlamentes von Taaffe bis auf Badeni freundlich z. denken, als deren Erfolge die Verschlechterung der Handelsbilanz, der schreckende Rückgang unserer Industrialienausfuhr nach dem Balkan, Ueberwiegen eines kurzfristigen Agvarprotektionismus zu Tage tret. österreichische Reichsrath hat auch in Eisenbahnpolitik gearbeitet. Name einzelne Koryphäen haben in diesem Zweige viel geleistet und viel ge. Geleistet an Volksbetrug und gemacht an Lantienen und Börsengew. Mehrere der wichtigsten Linien sind bekanntlich in der Hand von P. unternehmungen. Jede von ihnen besitzt an ihrer Spitze und im Verwal. rath diverse Fierden aus der Aristo-, Bureau- oder Parlamentokratie. giebt es Prozesse, Verstaatlichungaktionen, Geschäfte und Geschäftchen, versionen, Hauffe und Baiffe. An Alledem nimmt die Legislative r. und „zielbewußt“ Antheil. Den „zielbewußten“ Antheil bekommen Leute, die wissen, was vorgeht; dem redlichen Antheil die Anderen, die Auditorium und die unentbehrliche Staffage abgeben. Auch die we. fachkundigen und doch ehrlichen Opponenten werden geschickt ausgenützt, das Fiasko der Staatsaktion wird erst recht zum höchsten Trumpf. Triumph der Börsenaktion. Unter dem Handelsminister Wurmbbrand,

Zeit der arbeitsfreundigen Koalition, gab es gleich drei solche brillante Verstaatlichungaktionen: für die Staatsseisenbahn, die so heißt, weil sie keine Staatsseisenbahn ist, die Nordwestbahn und die Südbahn. Alle drei Aktionen endeten natürlich damit, daß diese Bahnen private Aktienunternehmungen blieben; aber in ihren Kursen gab es doch ein Wallen und Sieden; sie rauschten herauf, sie rauschten nieder, — und darauf kam es der Börse und den Eingeweihten allein an. Die Industriellen, die auf die betreffenden Strecken angewiesen sind, hatten freilich schon lange Zähne nach den billigen Staatsbahntarifen gehabt. Für diesmal kamen sie aber mit der bloßen Hoffnung davon. Ihre Lage ist sogar noch schlimmer als vor der parlamentarischen Aktion. Denn die Verwaltungsräthe dieser Bahnen haben nun für die stets vorhandene Unlust zu Investitionen und Tarifierabsetzungen die schöne Ausrede, daß 'man knapp vor der „drohenden“ Verstaatlichung dem Aktionär die Ablösungrente nicht schmälern dürfe. Das Vaterland besitzt aber ein herrliches Gemengsel von Staats- und Privatbahnen mit hochinteressanten Tarifvarietäten, das in seiner unnachahmlichen Buntheit und Verwirrung für die von unseren Regierungen bewirkte Lösung des spezifisch österreichischen Problems der Sprachenfrage als Vorbild gebietet zu haben scheint.

Man kann es der Regierung des Grafen Thun nicht verübeln, wenn sie die Obstruktion in Mißkredit zu bringen trachtet. Diesem Zweck dient die Vertretung und Verbreitung der Anschauung, daß die Regierung bereit sei, große industriefreundliche Reformen in Angriff zu nehmen, daß sie aber in der Ausführung solcher Segen spendenden Arbeit von der Obstruktion gehindert werde. Eine Durchsicht der von der Regierung auf den Tisch des Hauses niedergelegten Vorlagen beweist das Gegentheil. Die weitaus überwiegende Mehrzahl, insbesondere die auf den Ausgleich mit Ungarn Bezug habenden, sind, wie ich bereits in der „Zukunft“ auseinanderzusetzen die Ehre hatte, durchaus nicht einwandfrei und sind von den betroffenen Industriellen einstimmig abgelehnt worden. Auf solche Kleinigkeiten kommt es aber bei ministeriellen Kundgebungen und bei den Echos aus dem Pressbureau nicht an. Das ist übrigens auch so ziemlich das Einzige, worin unsere heutige Regierung geschieht ist: irgend ein Schlagwort, einen Gedanken in unbestimmter und unverbindlicher Form in die öffentliche Diskussion — zwar nicht des Parlamentes, aber doch — der Zeitungen und Versammlungen zu bringen. Bald hört man von einem Sprachengesetz, bald von einer Verständigungaktion, bald von einem Staatsstreich, bald von einer Ausgleichskonferenz, — kurz, es ist immer ein magerer Knochen im Spiel, an dem die Meute herumzerren und herumbeißen kann und der doch eigentlich kein Stückchen mehr an sich hat von Flechten oder Fleisch.

Ein solcher Knochen ist auch die k. k. Industriepolitik modernsten Datums.

Die Sache lag aber auch zu nah. Der Ausgleich mit Ungarn wurde verhandelt. Punkt für Punkt wurden Vergleiche zwischen Cis und Trans angesetzt und Punkt für Punkt wurde gefunden, daß eigentlich diese barbarischen Magnaten, was Werthschätzung und werththätigen Eifer für ihre Industrie anbelangt, ganz kluge und moderne Menschen seien; daß manche nicht unbedeutende Erfolge der ungarischen Volkswirtschaft innerhalb des Dualismus lediglich auf die ungarische Thätigkeit und die k. k. Unthätigkeit zurückzuführen seien; daß sich die wiener Regierung in vielen großen und kleinen Dingen an der budapester Regierung ein Beispiel nehmen sollte. Da geschah es, das Große, das Wunderbare, — ganz wie bei Ibsen. Unsere Regierung ging richtig hin und nahm sich ein Beispiel. Natürlich zunächst nur in Worten, Versprechungen und guten Vorsätzen und nur insoweit, wie es möglichst thunlich und thunlichst möglich ist, und dann nur in dem Maße, wie es mit der Schonung aller alten Privilegien, Monopole und Sinecuren, vor Allem mit den wohlverstandenen Interessen des Herrn von Schlandrian und des Grafen Desraubinski vereinbarlich ist; und endlich: billig muß die Geschichte sein, so Etwas, das nach viel ausschaut und nichts kostet; Sie verstehen mich: so Etwas wie ein Hochzeitgeschenk für einen armen Verwandten.

Und damit beginnt die Geschichte von den drei Josephen. Zu den billigsten Geschenken für eine nothleidende Erwerbsklasse gehören hierzulande Erlasse und Enqueten. Auch die gutmüthigsten Gutmüthigen — und Das sind die bürgerlichen Kreise Oesterreichs — werden manchmal unzufrieden. Aber noch immer hat man sie mit einem Erlaß beruhigt und mit einer Enquete besänftigt. Anderswo werden Kanäle gebaut, Kolonien erworben, Schulen gegründet, Dampferlinien eingerichtet, Kabel gelegt und die Leute nörgeln weiter und finden in ihrem Welteroberungsdrange die Thaten ihrer Regierungen selbstverständlich oder noch immer nicht zureichend. Bei uns genügt ein Erlaß, — und die Presse lächelt Wonne und aufathmend sagt es Einer dem Anderen: Na, endlich scheint denn doch Etwas zu geschehen!

Noch radikaler wirkt die Enquete. Da gilt es vor Allem, dabei zu sein. Es ist ein Ehrenpunkt, Mitglied der Expertise zu werden. Durch häufiges Dabeisein kann man den Grund zum Kommerzrath oder zu noch Höherem legen. Darum ist es auch die Haupt Sorge des Experten, „oben“ nicht anzustoßen. Zwar giebt es auch da Hezer und Wichtigmacher, die solche Gelegenheit benützen wollen, ihrem schwer gepreßten Herzen Luft zu machen. Das Gros der Experten aber gehört zu jenem Stabe der Erfahrenen, die die Faust im Sack ballen, den Mund zu und die Knopflöcher offen halten.

Es war darum eine glänzende Idee des Siebenmonatministers Joseph Maria Baernreither, der Roth der österreichischen Industrie dadurch abzuhehlen, daß er einen Erlaß herausgab und außerdem noch eine Enquete ein-

berief. Doppelt genährt hält besser. In dem Erlaß wurden die Gewerbebehörden dringend aufgefordert, den Bedürfnissen der Industrie, mit der sie bei Ertheilung von Betriebskonzessionen, Baubewilligungen, in wasserrechtlichen und sozialpolitischen Angelegenheiten vielfach in Berührung kommen, die thätlichste Aufmerksamkeit zu schenken. Außer diesem gewiß nicht zu unterschätzenden Geschenk an l. l. Aufmerksamkeit wurde eine Enquete beschlossen. Aber nicht eine gewöhnliche Enquete, wie sie in letzter Zeit bereits von Privatvereinen und einzelnen Handelskammern veranstaltet worden sind, wo man öfters über die Schnur gehauen und Ausdrücke gebraucht hat, die man kaum auf die Goldwaage legen dürfte; auch kein solches vergänglichcs Vergnügen, wo sich die Herren Experten ein- oder zweimal in der Zeitung lesen, — und dann ist es wieder aus; sondern etwas Dauerndes, das man sich auf Visitenkarten und Briefadressen, auf Vermählungsanzeigen und Totenscheine drucken lassen kann; kurz, eine Enquete in Permanenz, genannt österreichischer Industriebeirath. Der Industrieerlaß mag heute schon versunken und vergessen sein — Das ist ja der Erlasse Fluch —, aber der Industriebeirath wird nicht in Aconen untergehen. Mit Recht nannte ein strebsamer Fabrikant, der im Sommer 1898 allerdings nicht voraussehen konnte, daß bei dem großen Jubiläumsordensregen am zweiten Dezember Joseph Baernreither nicht mehr im Amt sein werde, den Schöpfer des Industriebeirathes einen „Markstein“ in der Geschichte der österreichischen Industrie. Wenn von der mineralogischen Entgleisung des Gleichnisses abgesehen wird, so giebt dieser Ausdruck den ganzen naiven Glauben des bürgerlichen Unternehmers in Oesterreich an die hohe Regierung und deren Kunst und Gunst wieder. Wir besitzen außer den Handels- und Gewerbeammern und den Gewerbevereinen industrielle Clubs, industrielle Vereinigungen, einen Bund der Industriellen, jeder Fabrikationszweig hat seinen Fachverein mit Lokalgruppen. Fast jeder halbwegs größere Fabrikant ist irgend ein Präsident, Vicepräsident oder Ausschußmitglied, viele kumuliren gleich mehrere Wärden in sich. Diese Vertretungen haben, je nach der Mode des Tages, den selben Speiszettel. An wirklich gebildeten, sachkundigen und fleißigen Arbeitskräften ist freilich Mangel. So kommen denn die meisten dieser Korporationen seit Jahr und Tag nicht vom Fleck und reichen mit der Variation von drei oder vier Themen prächtig aus. Gelingt es, alle Vierteljahre mit einer Deputation einen oder den anderen Minister zu begrüßen, der natürlich die Beschwerde auf das Freundlichste entgegennimmt und auf das Gründlichste zu prüfen verspricht, so geht über dieses Ei ein befriedigtes Gackern durch die Zeitungen und Versammlungen. Man kann sich vorstellen, welches Hoffnungsglück die Schöpfung des Industriebeirathes im Thale dieser patentirten Industrieretter erblühen ließ. Leider gab es — natürlich wieder — zu wenige

Stellen, so daß meist die selben Herren als Mitglieder des Industriebeirathes sich wiedersehen, die sich am Tage vorher als Mitglieder irgend eines industriellen Bundes gesehen hatten und übermorgen als Mitglieder irgend einer industriellen Vereinigung mit Bestimmtheit wiedersehen werden. Es war das alte Spiel Karten, nur frisch aufgemischt. Aber Eins war neu. Und Das war das Originelle an der Schöpfung Josephs des Ersten. Der Industriebeirath bekam nichts zu thun, absolut nichts. Es wurden Reden geredet, schöne und lange. Es wurde ein Programm entwickelt, ein schönes und langes. Aber als der Industriebeirath sich anschickte, seine Hand nach der Lebensfrage der österreichischen Volkswirtschaft auszustrecken, nach dem Ausgleich mit Ungarn, da wurde ihm sanft, aber entschieden von der Regierung des Paragraphen 14 bedeutet: Das sei ernstes Geschäft und keine Spielerei und davon möge der sehr geehrte Industriebeirath denn doch die Hand lassen. Er ließ die Hand davon. Natürlich. Er durfte doch nicht irgend Etwas sagen oder thun, das „oben“ verstimmen könnte. Sacht stets, sacht und bedacht stets ist Lebens Hochgenuß, wie der schwäbische Dichter singt.

Es dauerte nicht lange und der „Markstein“ der österreichischen Industrie saß auf der Matte, allerdings, wie ein anderer schwäbischer Dichter singt, aufrecht und mit dem Anstand, den er hatte. Auf Joseph Maria Baernreither folgte Joseph Dipauli, gleich seinem berühmten Namenspatron im Pharaonenlande seines Zeichens halb Agrarpolitiker, halb Handelsmann; ein Praktiker, der das Weingeschäft en gros und en detail aus dem ff versteht. Das soll dem Freiherrn Dipauli durchaus nicht als Nachtheil angerechnet sein, so wenig, wie die Erfahrungen, die ein anderer Jesuitenschülerling, Oberst Wallenstein, im Jahre 1620 und später in seinem schwunghaften Weinhandel gemacht hatte, ihn hinderten, der große Generalissimus und Organisator zu werden. Der nüchterne Blick eines aktiven Geschäftsmannes ist eine sehr werthvolle Qualifikation für den Posten eines österreichischen Handelsministers, weil er denn doch tausend Dinge anders ansehen und erlebigen wird als der herkömmliche Bureaufkrat. In einem Lande, das seit einem Menschenalter keinen hocharistokratischen Ministerpräsidenten besaß, der nicht am Schnaps- geschäfte theilhaftig gewesen wäre, ist das Nasenrumpfen über die vinkole Vergangenheit und Gegenwart des zweiten Joseph schlecht angebracht. Eher wäre der gastwirthlichen Psychologie ein ministerieller Plan zur Exportförderung gutzuschreiben, der so übel nicht ist. Der österreichischen Industrie fehlt ein Kaufmannsstand, namentlich für den Export. Diesem Mangel soll dadurch abgeholfen werden, daß sich entsprechend befähigte Oesterreicher in verschiedenen auswärtigen Plätzen etabliren, wozu ihnen eine nicht ganz unbedeutliche finanzielle Unterstützung von der Regierung gewährt wird. Es ist das selbe System, mit dem große Brau- oder Weinhäuser sich für ihre

Waren einen neuen Platz dadurch zu gewinnen wissen, daß sie auf ihm einen tüchtigen Wirth etabliren. Dipauli mag dieses Experiment zum Besten des Vertriebes seines südtiroler Tropfens oft und mit Erfolg gemacht haben. Die Aufnahme, die der Plan in den sachkundigen Kreisen unserer Geschäftsleute fand, war nicht ungünstig und wäre noch besser gewesen, wenn es der zweite Joseph vermieden hätte, ein von einer einflußreichen Fabrikantengruppe gehegtes und vom ersten Joseph gepflegtes Projekt gar zu bespektirlich wegzuschieben. Seit Jahren sprach und schrieb man von der Errichtung einer Exportbank. Die Statuten waren fertig und auch das Kapital soll bereit gelegen haben. Man rechnete, wenn ich gut berichtet bin, auf eine staatliche Jahressubvention von einer Viertelmillion Gulden. Allerdings war es einigermassen verdächtig, als die Regierung gestattete, daß sich der Industriebeirath mit dem Dinge beschäftige. Einstimmig sprach sich der Industriebeirath für die Errichtung der Bank und für die Gewährung der Subvention aus. Sofort verfügte die Regierung das Gegentheil. Sie gab nichts und errichtete nichts. Dabei hatte sie die öffentliche Meinung auf ihrer Seite; wie es scheint, auch die Projektanten, die trotz dem unzweifelhaften Affront noch immer Mitglieder des Industriebeirathes sind und ihr seit Jahren als Rettungswerk für die österreichische Industrie ausgerufenes Lieblingskind im Stiche ließen, ohne auch nur den Versuch zu machen, diese Exportbank selbst zu gründen. Handelt es sich wirklich um einen guten Gedanken, ein gutes Geschäft, dann kann es auf die Subvention der Regierung allein nicht ankommen. Handelt es sich aber lediglich darum, irgend eine plausible Form zu finden, um die Staatsunterstützung einem bevorzugten Kreise zuzuführen, dann ist der Krach der noch nicht gegründeten Bank begreiflich.

Abgesehen von der nicht unglücklichen Exportidea, deren praktische Durchführung zwar noch von sehr viel Wenn und Aber abhängt und die unter allen Umständen verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung besitzt, blieb auch der zweite Joseph der österreichischen Industrie Alles schuldig, was sie braucht. Unbesehen acceptirte er den ungarischen Ausgleich des Grafen Badeni und brachte sich so mit den eigenen, vor wenigen Monaten im Abgeordnetenhause feierlich abgegebenen Erklärungen in Widerspruch. In der Eisenkartellsache holte er sich und der Eisen konsumirenden Industrie eine schwere Niederlage. In Oesterreich kostet das Eisen so viele Gulden wie im Deutschen Reich Mark. Dank einem hohen Schutzzoll, einer großartigen Technik und einer mit allen Börsenkünsten durchgeführten kommerziellen Konzentration beherrscht das Eisenkartell den Markt souverain und nützt seine Monopolstellung rücksichtslos aus. Man nennt das Eisen mit gutem Grunde das tägliche Brot der Industrie. Unsere hohen Eisenpreise und unsere hohen Kohlenpreise — die auf die schon erwähnte Monopolstellung der Privat-

bahnen zurückzuführen sind — hängen von Haus aus wie Bleigewichte an der Produktion und erschweren deren Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt. Eine interne Meinungsverschiedenheit über Gewinn-Berechnung und Vertheilung bei der führenden prager Eisen-Industriegesellschaft und damit zusammenhängende Jobbereien lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf die seit Jahren erhobenen, bisher aber kaum angehörten Klagen der Eisenkonsumenten. Diesen erwuchs in einer offiziellen Kundgebung des Regierungblattes ein freudig begrüßter Bundesgenosse. Im deutschen und czechischen Lager des Parlamentes ertönten Kriegsrufe gegen das Eisenkartell. Das Eisenbahnministerium ließ verkünden, es wolle alle tarifarischen Zauberkünste gegen die Eisenwucherer spielen lassen. Jedermann hatte wieder einmal das Gefühl: Etwas muß geschehen. Das Ende war natürlich eine Enquete, die Joseph Dipauli hinter verschlossenen Thüren mit einigen Mitgliedern des Eisenkartells und solchen ausgewählten Draht- und Maschinenfabrikanten abhielt, die in Folge ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Kartell die laumfrömmsten Kantonalisten zu sein versprochen. Ein oder das andere Etablissement bekam dann einen Vorkschuß von dem Kartell in der Form von Preisnachlässen für angebliche Exporte, — und die Sache war vorüber. Das Kartell, dem die Werke eines Erzherzogs, eines Erzbischofs, verschiedener einflußreicher Aristokraten und Finanzkönige angehören, fühlte sich während der ganzen Campagne nicht im Mindesten beunruhigt, sondern erfreute die Oeffentlichkeit mit frohen und prägnanten Darlegungen seines intransigenten Standpunktes.

Der dritte Joseph heißt Kaizl und ist Finanzminister. In der Tragikomödie, genannt österreichische Industriepolitik, fiel ihm die schwierigste Rolle zu. Er hatte viel zu vergessen, bevor er für seinen Part reif war. Zu vergessen, was er auf deutschen Universitäten, was er von Gustav Schmoller gelernt hatte; zu vergessen die aufklärten und menschenfreundlichen Ideen, für die er als Lehrer und Abgeordneter selbst Jahre lang überzeugt und überzeugend eingetreten war. Selten noch hat Jemand einen so tiefen Trunk aus dem Becher politischer Lethe gethan wie Joseph Kaizl. Die Ideale seiner Jugend und seines besten Mannesalters wichen dahin. Vor seiner Seele zerstob das Bild einer freien und glücklichen Gesellschaft, die, ungehindert durch Privilegien und Ausbeutung, jedem Talent Platz, jedem fleißigen Arm Raum gewährt; wo die Industrie als Begründerin und Krönung modernen Geistes die Bedürfnisse befriedigt und veredelt; wo in ihrer Heimath zwei tüchtige Stämme sich vereinen zu sozialem Fortschritt und friedlichem Wettkampf; wo das geliebte Vaterland, statt dem marastischen Schicksale Spaniens entgegenzutaumeln, seinen stolzen Antheil an der Kulturarbeit der Menschheit fordert und leistet. Die Exodisirung deutscher Ortsnamen in deutschen Gegenden, die Verdrängung der deutschen Sprache aus

Amt und Schule, die Ueberschwemmung der Behörden mit czechischen Beamten, die Festigung der Herrschaft des Feudaladels, die Unterdrückung des Verfassungsgesetzes: Das waren die Thaten Josephs Kaiser, nachdem er zum österreichischen Finanzminister herabgesunken war. Er mag sich und seinen Parteifreunden vortäuschen, daß der nationale Aufschwung des czechischen Volkes nur auf diesem Wege des Verrathes an der modernen Kulturidee zu erreichen sei. Kaum ein zweites Volk leidet so unter der wirthschaftlichen Verelendung, die eine Folge der Jahrzehnte lang währenden Reaktion ist, wie das czechische. Sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und seine Ausdauer befähigen es in hohem Grade, zum Träger der Fabrikindustrie zu werden. Alle Leiden, die eine unglückliche Politik, deren treueste Bundesgenossin fast immer die jeweilig herrschende czechische Partei gewesen ist, über die österreichische Industrie heraufbeschworen hat, treffen nicht zum geringen Theile die Slaven in den Sudetenländern. Ein Strom von Auswanderern wälzt sich alljährlich nach Bayern, Sachsen und Preußen. Söhne sind es des czechischen Volkes, die daheim keine Arbeit finden und als ungerne gesehene Gäste an dem Tische deutscher Kultur Platz nehmen. Der czechische Vertrauensmann im Ministerium Thun würde seinem Volk mehr nützen, wollte er seinen Stammesgenossen, die heute im Deutschen Reich bald zugelassen, bald in barschem Ton über die Grenze zurückgefördert werden, in ihrer Heimath Arbeit Gelegenheit verschaffen, statt in der Vermehrung czechischer Hof- und Gerichtsräthe der nationalen Weisheit lezten Schluß zu erblicken.

Freilich hätte der dritte Josef sich dann weder mit Baden's ungarischem Ausgleich noch mit den Erhöhungen der Abgaben auf Bier, Branntwein, Zucker und Petroleum identifiziren dürfen. Er hätte auch die von ihm angekündigte Reform der Aktiengesetzgebung nicht nur zum Schein, sondern mit Ernst und Thatkraft in Angriff nehmen müssen. Die modernste der Institutionen, dazu berufen, das Gefäß der für die industrielle Entwicklung unerlässlichen Kapitalassoziation zu sein, die Aktiengesellschaft, wird in Oesterreich nicht allein vom Steuerfiskus rüchichtslos ausgebeutet, sie unterliegt auch einem so verrotteten und verzopften Recht, daß sie der Industrie längst nicht mehr zum Förderungsmittel, sondern zum Hemmschuh geworden ist. Die straf- und civilrechtliche Haftung der Gründer für die Prospektangaben und des Vorstandes für die Gesellschaftsbahrung ist in Folge mangelhafter gesetzlicher Bestimmungen und einer unerhört nachsichtigen Praxis kaum wirksam. Als allmächtiger Spiritus Rector und gegebenen Falles als allschuldiger Sündenbock fungirt ein nur aus seinem Dienstvertrage verantwortlicher Beamter, der Direktor. Die Aufsicht und Kontrolle, die in den Kulturstaaten von den Aktionären an der Hand des Gesetzes geübt wird und die in Oesterreich fast ganz fehlt, ersetzt der Polizeigeist durch die Staatsaufsicht und den Konzeption-

zwang. Welchen Werth diese Aufsicht, als Nebenberuf ausgeübt von dem nächstbesten Hofrath in der Form passiver Assistenz bei Generalversammlungen und Verwaltungsrathssitzungen, besitzt, Das beweisen die zahlreichen Aktiendankale der letzten Jahre. Der Konzeßionszwang besteht darin, daß jede Aktiengesellschaft eines eigenen Privileges bedarf, das die Regierung auf Antrag der sogenannten Vereinskommision ertheilt. Diese Beschränkung hat freilich schwindelhafte Gründungen nicht verhindert. Sie hat nur den Geldverdienst jener Klasse von Aristokraten, ausgedienten Beamten und Parlamentariern vermehrt, deren Aufgabe es ist, durch ihre glänzenden Namen das Publikum über die Realität des Unternehmens zu täuschen und bei Gründungen, Emissionen, Lieferungsgeßäften, gerichtlichen Anständen und anderen mit den Behörden auszutragenden Affairen die Wege zu ebnen und zu glätten. Eine moderne Reform des Aktienwesens würde das arbeitlose Einkommen dieser einflußreichen Schmarogerklasse bedrohen; deshalb denkt auch die Regierung durchaus nicht daran, mit dem Konzeßionszwange zu brechen. Da die Aktiendankale der letzten Jahre die öffentliche Meinung aufgerührt hatten und da bei diesem Anlaß die Beschwerden der Industrie und des Handels über die unerträgliche Behinderung durch unser thörichtes Aktienrecht wieder einmal besonders laut wurden, sah auch Joseph der Dritte, der Finanzminister, ein: Etwas muß geschehen. Er veranlaßte natürlich eine Enquete, die sogar schriftlich und mündlich war. Sie beschäftigte den Ehrlichen wie den Schalk, — und nun ist Alles wieder beim Alten.

So könnte ich weiter erzählen, Stunden und Tage lang, von der Industriepolitik in Oesterreich; von den technischen und Gewerbeschulen, die unsere Regierung hinter der Zeit zurückbleiben läßt; von den Handelsschulen, die sie überhaupt nicht gründet; von den Tarifen des Lloyd; von der Donauschiffahrt und der ungarischen Transportsteuer und den Péagegebühren am Eisernen Thor; von den Telephontarifen, die so hoch normirt sind, damit die Postverwaltung nicht durch zu viele Gespräche gestört werde; von den Plägen, wo es kein Lokaltelephon, und von den Relationen, auf denen es keinen interurbanen Verkehr giebt; von dem Preßgesetz und dem Kolportageverbot, das Papier- und Druckindustrie zum Siechthum verdammt; von den Staatsmonopolen, Finanzzöllen, indirekten Steuern und Kartellen, die der Bevölkerung die wichtigsten Nahrung- und Genußmittel so belasten, daß sie auf einer Stufe künstlichen Unterkonsums erhalten wird; von der erschreckenden Unwissenheit; von der Feindschaft gegen die Sozialreform, die doch die Lebenshaltung der breiten Volksschichten heben und damit die gesündeste Grundlage für eine blühende Industrie abgeben würde, von . . . Aber ich müßte es ganz schildern, wie es ist, mein unglückliches Vaterland. Dann erst würde man begreifen, warum ein solcher Staat und eine solche Gesellschaft

nicht im Stande sind, die höchste soziale Entwicklungsstufe, jene der Industrie, zu erklimmen; warum es das unbeachtete und von keinem Prinzen erköste Aschenbrödel bleibt, während die Anderen ausziehen, die Welt aufzuthemen. Dann würde man aber auch über die Unverwundlichkeit der menschlichen Natur staunen, da trotz Alledem doch noch eine Menschenklasse in Oesterreich besteht, die, Ameisen gleich, das von Dummheit und Egoismus so oft zerstörte Kulturwerk immer und immer wieder von Neuem beginnt, die, trotz den verlockendsten Angeboten, den Ausbeuterfeldzug nicht mitmacht, sondern in ehrlicher Arbeit, umrungen von Gefahr, ihr tüchtig Jahr verbringt und das Testament des sterbenden Faust als Herzenswunsch im Busen trägt: auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen!

Die Realpolitiker des „Geschäftes“ freilich betrachten derlei Ideale eben so skeptisch wie die Quacksalbereien einer hohen Regierung. Wegwerfend lächeln sie, wenn zum Quartalswechsel ein neues Heilmittel für die kranke Volkswirtschaft angepriesen, eine neue Epoche der k. k. Industriepolitik verkündet wird. Gleich dem Hohepriester Kalkas in Offenbachs Schöner Helena, wissen sie den Werth duftender und nährenden Opfergaben wohl zu unterscheiden. Und was immer die drei Josephs bieten, — in ihrem Sinne behält Kalkas mit seinem geringschätzenden Ausruf Recht: Blumen, nichts als Blumen!

Brünn.

Dr. Otto Lecher,

Mitglied des österreichischen Reichsrathes.



Sommerfrischen.

Bei uns Deutschen wächst, wenn wir beim Bier zusammensitzen, mit jeder Maß der Patriotismus; gegen Lokalschlupf ist er am Größten. Wenn man als stiller Zuhörer in unseren Gasthäusern verkehrt, vom unterirdischen Bräu-Stubl in einem Winkel Oberbayerns angefangen bis zu den prunkvollsten Restaurants der Reichshauptstadt, so sollte man glauben, daß ein Deutscher, der abends, wenn seine Stimmung durch den nöthigen Alkohol gehoben ist, so thut, als ob er ausschließlich ad majorem patriae gloriam auf der Welt sei, auch in der Frühe, wenn er ausgechlafen hat und man mit einer nächsternen Frage an ihn herantritt, noch Etwas für patriotische Unternehmungen übrig hätte. Das aber ist meist nur nachts, so lange die Wirkung des Alkohols dauert, der Fall; in der Frühe hat der Patriotismus, den man wenige Stunden vorher eher mit Chauvinismus hätte bezeichnen können, recht oft ein gewaltiges Loch.

In dem Fache, mit dem ich mich viele Jahre hindurch beschäf-tigte, in robus coloniensibus, habe ich häufig erleben müssen, daß vermögende Leute, die abends meist nach der zweiten Flasche schon sich für die größten Kolonialenthusiasten ausgaben und dabei so thaten, als ob sie bereit seien, auf der Stelle ihren Geldschrank zu öffnen, damit durch ihre materielle Unterstützung in Ostafrika Koffee-

plantagen entstehen könnten, mir gleich am nächsten Morgen, wenn ich sie im Interesse der Sache ernstlich stellte, erwiderten, „sie hätten sich anders überlegt“. Die selben deutschen Kolonialenthusiasten haben sich dann bald darauf an Transvaal-, Klondyke-, australischen oder sonstigen Diamant-, Gold- oder Silberbergwerksaktien die Finger gründlich verbrannt und mir später gestanden, daß sie es bereuten, nicht mitgeholfen zu haben, Kaffeebäume in Ost- oder West-Afrika zu bauen, deren Ertrag ihnen nach einigen Jahren sichere Rente und später ein Vermögen gebracht hätte. Der Deutsche trägt leider sein Geld gern ins Ausland. Das ist „Vaterlandsliebe“ im weiteren Sinne. Solche bedauerliche Wahrnehmungen kann man bei uns jahrein, jahraus machen. Sobald die Ferien anfangen, rennet, rettet, flüchtet Alles in Gottes freie Natur, aufs Land, in ein Höhenklima, in schattige Thäler; aber gewöhnlich bleibt man nicht innerhalb der deutschen Grenzpfähle. So gehen in jedem Sommer Summen, die sich auf Millionen belaufen, unserem Vaterlande verloren. Und unsere Sommerfrischler hätten es innerhalb der schwarz-weißrothen Grenzpfähle doch viel bequemer und billiger; sie könnten mit dem Bewußtsein zu ihren Venaten zurückkehren: „Diesen Sommer haben wir unser Feriengeld in Deutschland ausgegeben!“ Ihre Gesundheit würde gewiß nicht darunter leiden.

Seit vielen Jahren war es meine Absicht, Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse in Oberbayern, im Allgäu, Nordtirol, Vorarlberg und im Salzkammergut wieder einmal zu untersuchen, Vergleiche mit anderen Ländern in Bezug auf die Bequemlichkeit, die Güte der Nahrungsmittel, der Hotel- und Privatunterkunftpreise anzustellen. Die Pausen zwischen größeren Auslandsreisen habe ich benutzt, um mir über Fort- oder Rückschritt in den Unterkunft- und Verpflegung-Verhältnissen an Ort und Stelle Kenntnisse zu verschaffen; von der Grenze Vorarlbergs am Bodensee bis zum Traunstein und weiter östlich habe ich zu diesem Zwecke Notizen gesammelt.

In den letzten Jahren hat sich eine große Wendung zum Besseren in unseren Bergen bemerkbar gemacht. Früher konnte man es in Gebirgsgasthäusern häufiger erleben, daß zum Beispiel zum Frühstück stückige Eier, die in Risten aus Oberitalien bezogen waren, aufgetragen wurden; solche und ähnliche Fehlgriffe haben beinahe ganz aufgehört. Unsere Gasthausbesitzer, auch in den kleinsten Ortschaften, sind mit der Zeit fortgeschritten; sie haben sich an dem Verpflegungssystem der Nachbarländer ein Beispiel genommen. Wo gäbe es heutzutage in Oberbayern ein Gasthaus, in dem der Feinschmecker nicht frische Forellen, Saiblinge, Schill und so weiter täglich haben kann und das nicht Fleisch aller Sorten, Geflügel, Obst und Gemüse täglich frisch bezieht? Daß in unseren Bergen Butter, Käse, Milch, gutes Schwarzbrot unverfälscht verabreicht werden — was man nicht von allen großen Kurorten des Auslandes behaupten kann —, ist bekannt. Daß unser bayrisches Bier das würzigste, malzreichste, von absoluter Reinheit, daher bekömmlichste ist und beinahe überall frisch vom Faß um etwa 24 Pfennige pro Liter verschänkt wird, braucht kaum erwähnt zu werden.

Nimmt man eine Karte von Südbayern, Nordtirol und dem Salzburgerland in die Hand, zieht man darauf ein Dreieck, dessen eine Spitze, von München ausgehend, am Bodensee bei Feldkirch endet, dann von Feldkirch östlich weitergeht und etwa am Dachstein verläuft, so steht in einer Gebirgsgegend von riesiger Ausdehnung und herrlichster Pracht, die man deutsch nennen darf, dem Sommerfrischler eine große Auswahl von Ortschaften zur Verfügung. Die meisten sind

für Sommerverkehr eingerichtet, liegen zwischen fünfhundert und fünfsechshundert Meter Höhe, Schatten spendende Tannen- und Laubholzwaldungen sind in der Nähe, man verkehrt mit einer Bevölkerung, die im Allgemeinen nicht habgierig ist und den Fremden nicht als eine zu melkende Kuh betrachtet, ihn eher als Bekannten, Landsmann, Freund behandelt, ihm Liebenswürdigkeit und Höflichkeit entgegenbringt. Selbst in den kleineren dieser Gebirgsorte hat man heute vielfach elektrisches Licht; es liegen weit mehr Zeitungen auf als in früheren Jahren und die Wirthe geben sich die größte Mühe, es den Sommergästen angenehm und behaglich zu machen.

Wenn die herrliche, staubfreie Lust und die Ruhe, die man im Hochlande Oberbayerns, des Allgäu, Nordtirols und des Salzburgerlandes genießt, dem der Erholung bedürftigen, nervösen Sommerfrischler nicht besser bekommen als der Aufenthalt in den kasernenmäßigen, überfüllten Abspiseanstalten des Auslandes mit ihren beschränkten Kellnern und der ewigen Unruhe, die in solchen Karawanensereien herrscht, dann muß es mit dem Organismus deutscher Ferienreisender eben so schlecht bestellt sein wie mit ihrem Patriotismus.

Von Westen nach Osten gehend, innerhalb der deutsch-nationalen Grenzpfähle bleibend, führe ich in unseren Bergen eine Reihe von Orten auf, die, für Fremdenverkehr zugeschnitten, Alles bieten, was man verlangen darf: saubere Zimmer, Betten nach neuester Bequemlichkeit, komfortable Zimmereinrichtungen, gute Hausmannskost für Jeden, der mit vier bis fünf Mark pro Tag, Alles inbegriffen, leben will, reichhaltige Speisekarte nebst gutem Weinkeller für den verwohlnteren Großstädter. In Oberbayern: Adelholzen, Aibling, Ambach, Ammerland, Andechs, Aichau; Baderssee, Bayerisch-Zell, Benediktbeuern, Berchtesgaden, Bergen, Beuerberg, Biehl, Birkenstein, Braunenburg, Brudmühl, Chiemsee (Frauen-Chiemsee); Diessen; Eibsee, Entertottach, Eichenlohe, Ettal, Eurasburg; Fall, Feilnbach, Feldafing, Fischbachau; Garmisch, Geitau, Gmund, Grafrath, Grainau; Heilbrunn, Hohen Schwangau, Hohenpeissenberg; Josephsthal, Jugell; Kiefersfelden, Kochel, Königssee, Koglgrub, Krankenheil, Kreuth; Landsberg, Lenggries, Leoni; Marquartstein, Miesbach, Rittenwald, Murnau; Neubauern, Neuhaus; Oberammergau, Oberau, Oberaudorf, Oberwarngau; Partienkirchen, Prien; Ramsau, Reichenhall, Reit im Winkel, Rosenheim, Rottach, Ruppolding; Sacherang, Schlehndorf, Schliersee, Schongau, Seon, Seeshaupt, Siegsdorf, Starnberg; Ursfeld; Valepp, Vorderriß; Walchensee, Wallgau, Wessen, Westerham, Weyarn. Im Allgäu: Balderschwang; Eindösbach; Fischen, Füssen; Gerstbrunnen; Hindelang, Hinterstein; Immenstadt; Lindau; Nesselwang; Oberdorf; Oberstorf; Pfrenten; Sonthofen, Spielmannsau; Weikensee. In Nordtirol und Vorarlberg: Achensee; Sävenstadt, Bregenz, Bludenz, Brenner, Brizlegg; Ehrwald, Elmau; Feldkirch, Fernstein, Fieberbrunn; Gall, Hinterriß, Hopfgarten, Hättisau; Jenbach, Jnst, Innsbruck; Kaiserthal, Kirchbühl, Rißbüchel, Roffen, Ruffstein; Sandeck, Vermoos; Mattrei; Nassereth, Nesselwängle; Pertisau, Pinzwang, Plansee; Rattenberg, Reutte; St. Anton am Arlberg, St. Johann, Scharniz, Schattwald, Schröden (Bregenzwald), Schruns, Schwarz, Seefeld, Edl, Stuben; Telfs, Thiersee; Tils; Walchsee, Weikensee, Wildbühl, Wörgl; Zirl. Im Salzburgerland: Attersee, Aulsee; Ebensee; Gastein, Gmunden, Geisern, Golling, Gosautal; Hallein, Hallstadt; Ischl; Kammer; Laufen bei Ischl, Lofer; Mondsee; Ober-Weiß-

bach; Radstadt; Saalfelden, Salzburg, Schürzing, St. Gilgen; St. Johann, St. Wolfgang, Strobl; Tengenbach, Traunkirchen; Unternach; Werfen; Zell a. S.

Etwa zweihundert Orte sind hier genannt, wo man im Sommer seiner Gesundheit leben kann, ohne das Geld aus Deutschland oder aus Deutsch-Oesterreich in die Fremde zu tragen; sie sind bequem und billig zu erreichen, nach den meisten führt Eisenbahn, Siginalbahn, Post oder sonstige Verbindung; noch einmal so viele könnten innerhalb der Grenzen Nordtirols angeführt werden, von den Thälern des Gletscher- und Dolomitengebietes Südtirols, Steyermarks und Kärnthens ganz abgesehen.

Da es mir zur Ueberzeugung der Leser wichtig erscheint, festzustellen, was andere Länder aus dem Fremdenverkehr einnehmen, will ich anführen, welche Summen die Schweiz jährlich aus dem Fremdenverkehr zieht und wie sehr diese Einnahmen zum Nationalreichtum eines Landes beitragen. Alljährlich fließen in die Schweiz aus den Taschen der Fremden über einhundertfünfzig Millionen Mark; die Summen, die Privatposten, Pferde- und Maulesel-Verleihanstalten, Wagenbesitzer, Führer, Dienstmänner u. s. w. einnehmen, sind nicht eingerechnet. Der Reingewinn der Schweizer Hoteliers hat in den letzten Jahren durchschnittlich fünfundschwanzig Millionen Mark pro Jahr betragen. In der Schweiz giebt es heute über 2000 Fremdenpflanzhäuser mit über 100 000 Betten; selbst da, wo vor wenigen Jahren nur kleine Unterkunft- oder Sennhütten standen, sind heute Hotels aufgeführt. Die alljährliche Brutto-Einnahme der vom Fremdenverkehr lebenden Gasthofbesitzer beträgt in der Schweiz durchschnittlich über 100 Millionen Mark. Die Gehälter der Bediensteten allein — wobei die Trinkgelder nicht eingerechnet sind — belaufen sich heute auf etwa zehn Millionen Mark bei 25 000 Angestellten, die der Hotelverkehr erfordert. Das sind gewaltige Summen, statistisch zusammengestellt, deren Ziffern unanfechtbar sind.

Der Hotelbetrieb allein erfordert durchschnittlich 60 Millionen Mark, davon 40 Millionen für das Küchenwesen, etwa sechs Millionen für allgemeine Unkosten, eben so viel für Erhaltung der Gebäude, über vier Millionen für Beheizung und Beleuchtung, große Summen für Steuern, Versicherungen, Annoncen. Der Verein der Hoteliers hat eine Statistik herausgegeben, auf die ich mich berufe: 300 000 Mark für Käse, 300 000 Mark für Del, eben so viel für Thee, 400 000 Mark für Zucker, eben so viel für Kaffee, 800 000 Mark für Obst, über eine Million Mark für Eier, über 13 Millionen für Konserven und Gemüse, über 1¼ Million Mark für Milch, beinahe zwei Millionen Mark für Gewürze und Verschiedenes, zwei Millionen Mark für Butter, 2½ Millionen Mark für Brot, drei Millionen Mark für Fische, fünf Millionen Mark für Geflügel, beinahe zwölf Millionen Mark für Fleisch und Wild.

Das sind Zahlen, die laut, deutlich und mahnend sprechen und die an den guten Willen, an die Vaterlandsliebe deutscher und deutsch-oesterreichischer Ferienreisender appelliren sollen. Denn diese großen Summen, von denen ein ganz beträchtlicher Theil aus dem deutschen Geldbeutel fließt, bleiben fast vollkommen in der Schweiz, wenig davon kehrt zu uns oder nach Oesterreich zurück. Wärdten diese Zeilen dazu beitragen, in den Bergen Erholung suchende Deutsche und Deutsch-Oesterreicher zu veranlassen, bei der Auswahl ihres Sommeraufenthaltes in Zukunft ihr Augenmerk etwas mehr auf deutschen Boden zu lenken!

Schlechte Familienväter.

Nummer Fünfunddreißig der „Zukunft“ vom siebenundzwanzigsten Mai enthielt einen Aufsatz „Schutz gegen schlechte Familienväter“ vom Herrn Stadtrath Samter in Charlottenburg, der sich gegen die von dem „Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ gefaßten Beschlüsse der Zulassung eines Verwaltungszwangsverfahrens gegen pflichtvergesene Familienväter wendet. Der Verfasser nimmt hierbei fortlaufend auf die von mir im Sinn jener Beschlüsse an anderer Stelle vertretene Auffassung Bezug. In dem selben Heft der „Zukunft“ handelt ein Leitartikel des Herausgebers unter der Ueberschrift „Heils Armer“ von den psychologischen Voraussetzungen, aus denen Jemand zum Bettler, zum Obdachlosen und zum pflichtvergesenen Familienvater werden kann. Beide Artikel, offenbar ohne jede Beziehung auf einander geschrieben, ergänzen einander doch in merkwürdiger Weise und regen den Leser, der mit dem Gegenstand vertraut ist, zu weiter gehenden Betrachtungen an. Auf die gegen mich gerichtete Polemik Samters zu erwidern, habe ich keine Veranlassung. Meine Stellung zur Sache wurde von ihm objektiv und wohlwollend behandelt und trotz aller scheinbaren Verschiedenheit der Auffassung gelangen er und ich im Grunde zu sehr ähnlichen Ergebnissen für die Behandlung des sozialen Uebels. Nur zu einigen ergänzenden Bemerkungen drängt mich die Lecture beider Artikel.

In langjähriger theoretischer und praktischer Thätigkeit auf dem Gebiet der Armenpflege und Wohlthätigkeit habe ich beständig meine Aufmerksamkeit auf die soziologische Seite des wirtschaftlichen Zustandes richten zu müssen geglaubt, den wir mit dem Wort „Armuth“ bezeichnen. Wenn menschliche Zustände niemals anders als im Zusammenhang aller Erscheinungen zu begreifen sind, so gilt Das ganz besonders von der Armuth. Wir verstehen darunter in der Regel einen Zustand, in dem ein Mensch an den Mitteln Mangel leidet, die für den unentbehrlichen Lebensunterhalt erforderlich sind, d. h. nicht im Stande ist, sich diese Mittel aus eigenem Vermögen oder aus den Leistungen Dritter, die zur Vergabe verpflichtet sind, zu verschaffen. Der Begriff des eigenen Vermögens beschränkt sich dabei selbstverständlich nicht auf das Vermögen im juristischen Sinn, sondern umfaßt auch jede Art von Fähigkeit, sich durch eigene Kraft den unentbehrlichen Lebensunterhalt zu verschaffen. Diese Kraft erkennen wir in erster Linie dem arbeit- und erwerbsfähigen Menschen zu. Wer im Besiz seiner geistigen und körperlichen Kräfte ist, gilt nicht als arm; und eben so wenig gilt als arm, wer zu dem Arbeit- und Erwerbsfähigen in einem bestimmten gesetzlich anerkannten Familienverhältniß steht, das ihn berechtigt, von dem Erwerbsfähigen seinen Unterhalt zu fordern. Die Ehefrau und die Kinder des arbeitsfähigen Mannes gelten daher nicht als arm. Eine solche Familie wird im Wege der Armenpflege nur dann unterstützt, wenn der zum Unterhalt Verpflichtete seiner Obliegenheit sich entzieht und seine Angehörigen hilflos läßt. Ich sehe hier selbstverständlich von den Fällen ab, in denen der an sich Arbeitsfähige aus besonderen Gründen keine Arbeit hat und daher auch zur Beschaffung des eigenen Unterhaltes vorübergehend außer Stande ist, und betrachte nur den regelmäßigen Fall, daß der Arbeitsfähige auch Arbeit finden kann. Unter dieser Voraussetzung fordert das Gesetz und fordert die mit seiner Ausführung betraute Armenver-

waltung, daß der Familienvater für seine Angehörigen Sorge. In der Praxis hat die Armenpflege bei verlassenen Familien mit zwei verschiedenen Kategorien zu rechnen: erstens mit den Familienvätern, die zwar Arbeit und ausreichenden Verdienst haben, das Verdiente aber für sich — meist in Gemeinschaft mit einer fremden Frau — verbrauchen, und zweitens mit den Familienvätern, die zwar arbeiten können, aber ihre Arbeitskraft nur so weit ausnützen, daß sie nothdürftig für sich selbst sorgen können, oder die überhaupt nicht arbeiten wollen, wie die Zuhälter, die Bettler und Verbrecher. Hier sei an die Ausführungen in dem Artikel „Deyls Armee“ erinnert, — Ausführungen, die das Werden des Bettlers und Verbrechers in kurzen Strichen zutreffend schildern. Auch mich lehren meine reichen praktischen Erfahrungen, daß, von wenigen pathologischen Ausnahmen abgesehen — und solche Ausnahmen findet man auch in den wohlhabenden Klassen —, kein Mensch als Bettler oder Verbrecher geboren wird. Dazu machen ihn erst die Verhältnisse. Die jämmerliche Beschaffenheit der kleinen, schmutzigen Wohnung, in der das Kind aufwächst, die Unzulänglichkeit und Enge der Räume, durch die die Heranwachsenden nothwendig Zeugen aller Vorgänge des menschlichen Zusammenlebens werden, und damit die unaussprechliche Ertötung des natürlichen Schamgefühles, endlich das einem jeden Menschen angeborene Bedürfniß nach Lust und die Schwierigkeiten, diesen Drang mit erlaubten Mitteln zu befriedigen: alles Das wirkt zusammen, um die arbeitende Klasse gegen die Verpflichtungen, die Staat und Gesellschaft Jedem in Gesetz und Sitte auferlegen, abzustumpfen und widerstandsunfähig zu machen. Während der Wohlhabende die selben Reigungen und Lustbedürfnisse befriedigen kann, ohne Gesetz und Sitte zu verletzen, wird der Proletarier von Kindesbeinen an von der geraden Strafe abgedrängt und bedarf der stärksten Gegenimpulse, um Gesetz und Sitte auch nur äußerlich zu achten. Früher Branntweingenuss, früher Geschlechtsverkehr, frühe Selbständigkeit führen dazu, die Eheschließung sorglos zu behandeln, während in den Kreisen der Wohlhabenden die Möglichkeit eines dauernd geordneten Hauswesens, angemessener Wohnung, angemessener Kindererziehung und angemessenen standesgemäßen Auftretens als Voraussetzung der Ehe gilt. Wenn in den sogenannten besseren Kreisen das eheliche Verhältniß brüchig geworden ist, wird meistens der Schein gleichwohl gewahrt und ein neben der Ehe bestehendes illegitimes Verhältniß möglichst verschleiert; in jenen anderen Kreisen, in denen das Heimgefühl und die Furcht vor dem Urtheil der Welt geringer ist, wird die eheliche Gemeinschaft viel leichter aufgegeben und die Folgen einer Auflösung des Familienverhältnisses machen sich da nicht nur sittlich, sondern vor Allem auch wirtschaftlich sofort geltend. Die Familie wird verlassen und fällt, wenn nicht die Frau Wiedervergeltung übt und, was nicht selten ist, ein Konkubinat eingeht, der Armenpflege anheim.

Wie häufig solche Fälle vorkommen, hat die von Samter erwähnte Erhebung des „Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ wenigstens annähernd dargethan. Wer in der Praxis der Armenpflege steht, weiß, daß die Zahl, auch wo sie sich statistisch nicht festhalten läßt, groß ist und daß diese Fälle den schwierigsten und widerwärtigsten Theil der Arbeit jeder Armenverwaltung bilden. Wie soll sie sich verhalten? Jede Behörde muß in erster Linie von den bestehenden Gesetzen ausgehen. Das Gesetz verpflichtet den arbeitsfähigen Familienvater zur

Ernährung seiner Familie. Also muß die Armenverwaltung Alles thun, was in ihren Kräften steht, um den Familienvater zur Fürsorge für seine Angehörigen anzuhalten. Welche Mittel stehen ihr dafür zu Gebot?

Die Frau kann genöthigt werden, gegen ihren Ehemann klagen vorzugehen, und auch die Armenverwaltung kann an ihrer Stelle die Ansprüche bis zur Höhe der gewöhnlichen Unterstützung geltend machen. Das wäre ausreichend, wenn nur die gesetzliche Befugniß sofort ihre Verwirklichung fände und wenn Klage und Vollstreckung auch wirklich Etwas einbrächten. Hier beginnt aber die Sisyphusarbeit der Armenverwaltung. Bis sie eine verurtheilende Entscheidung erzielt, hat selbstverständlich der Mann sich schon längere Zeit hindurch von der Familie entfernt und ist froh, nur noch für sich selbst zu sorgen. Kommt es zur Zwangsvollstreckung aus dem Urtheil, so wechselt er gewöhnlich die Wohnung und die Arbeit oder legt gar die Arbeit bis auf Weiteres vollständig nieder. Wo bequeme Verbindungen nach außerhalb vorhanden sind, geht er auf und davon, und wenn er anderswo die Arbeit wiederaufnimmt, ist ein umständliches Verfahren an der auswärtigen Arbeitsstätte erforderlich. Dabei hindert ihn schließlich nichts, auch dort das selbe Manöver zu wiederholen. Aber es kommt auch vor, daß er sich bereit erklärt, für seine Familie zu sorgen. Dann verweist man die Frau an ihn und stellt die Unterstützung ein, um nach kurzer Zeit sich der Frau und der Kinder von Neuem anzunehmen, weil das Erbieten nur ein Vorwand war, den unbequemen Mahnungen für einige Zeit zu entgehen. Kehrt der Mann unter solchen Umständen zu seiner Familie zurück, so wird einer human denkenden Armenbehörde auch damit selten gebient sein, weil rohe Mißhandlungen der Frau und Kinder die regelmäßigen Begleitererscheinungen der Wiedervereinigung zu sein pflegen, während auf eine genügende Fürsorge doch nicht zu rechnen ist.

Eine solche Mißachtung ernster gesetzlicher Verpflichtungen erscheint so schwer, daß man von vorn herein daran denken mußte, sie unter Strafe zu stellen. Das ist durch die Reichsgesetzgebung auch geschehen. Mit Haft — unter Zulassung einer korrekzionellen Nachhaft bis zu zwei Jahren — wird bestraft, „wer sich dem Spiel, Trunk oder Müßiggang dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand geräth, in dem zu seinem Unterhalt oder zum Unterhalt Derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörden fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß“. Nicht getroffen wird durch diese schwere Bestimmung der Mann, der arbeitet und trotz ausreichendem Verdienst nicht für seine Familie sorgt. Er kann im schlimmsten Falle mit Haft- und Geldstrafe, jedoch nicht mit korrekzioneller Nachhaft belegt werden. Das ist eine, wie von allen Seiten anerkannt wird, ungenügende Repression. Die geringe Strafe hat nicht einmal vom Geldstandpunkt aus Bedeutung, da der Mann dabei noch immer billiger fortkommt, als wenn er seine Familie regelmäßig versorgte. Außerdem ist die Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen durch die Gerichte unbefriedigend, weil es den Richtern in Folge ihrer überwiegend formal-juristischen Ausbildung an wirtschaftlichen Kenntnissen und Einblick in die sozialen Zusammenhänge fehlt. Ich selbst bin lange Jahre hindurch, ehe ich in die Verwaltung übertrat, Richter gewesen; und als ich mich nachträglich der Fälle erinnerte, in denen es sich um Aburtheilung von Bettlern, Müßiggängern, pflichtvergeßenen Familienvätern u. s. w. handelte, mußte ich mir eingestehen, daß mir das richtige Ver-

ständniß dieser Vergehungen und ihres tiefwurzelnden Zusammenhanges mit den gesammten wirtschaftlichen Zuständen überhaupt gefehlt hatte. Die wirtschaftliche Betrachtung kann zu strengerer oder milderer Beurtheilung führen, verträgt sich aber nie mit einer formal-juristischen Behandlung. Wer den Bettler verurtheilt, sollte vor Allem von den Beziehungen des Arbeitjüngenden zum Arbeitsmarkt wissen, wer die Pflichtvergessenheit eines Familienvaters straft, die Entwicklung der Familienverhältnisse kennen, die zu der Zerrüttung des Familienlebens führen mußte. Von Alledem weiß der Richter aber nichts oder sehr wenig. Ist es da ein Wunder, daß der Verwaltung, die täglich unter den Mängeln der Berufsjustiz leidet, sich der lebhafteste Wunsch bemächtigte, selbst an der Rechtspflege Antheil zu nehmen und selbst und unmittelbar die Bekämpfung der Uebelstände auch von dieser Seite aus zu versuchen? Und so sind die Armenverwaltungen dazu gekommen, das Verwaltungszwangsverfahren zu fordern. Ich gebe zu, daß auch einige unter den in der Praxis stehenden Mitgliedern des „Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ Samters Anschauungen theilen. Aber es sind nur Wenige und sie schrecken im Grunde — wie er selbst — weniger vor der Sache als vor der Form zurück, weil sie eine Ausartung in Willkür fürchten. Von der Preisgebung des Armen an die bloße Willkür der Verwaltungsbehörden ist aber nie die Rede gewesen; Niemand von uns hat jemals ein Verfahren befürwortet, mit dessen Hilfe die Armenbehörde nach ihrem Belieben den Familienvater beliebig lange einsperren dürfte, — ganz abgesehen davon, daß ein solches Verfahren den Reichsgesetzen widersprechen und deshalb gesetzlich unzulässig sein würde. Was wir wollen, ist ein Verwaltungsverfahren im Gegensatz zum gerichtlichen Verfahren, — ein Verfahren, das weniger von formaler Jurisprudenz als von der Praxis des Lebens beherrscht wird. Ueber die Kautelen, die solchem Verfahren zu geben sind, läßt sich reden.

Meine Ansicht und die Ansichten des „Deutschen Vereines für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ sind der Oeffentlichkeit hinlänglich bekannt. Mich interessiert vor Allem die soziologische Seite; und so will ich denn Herrn Samter gern bestätigen, daß ich der von ihm berührten Frage skeptisch gegenüberstehe und die Möglichkeit einer Besserung auf diesem Gebiet in erster Linie in sozialer und wirtschaftlicher Besserung sehe. Wer sich bemüht, den Dingen auf den Grund zu gehen, muß eben einsehen, daß das schwere soziale Uebel der Nahrungspflichtverletzungen im engsten Zusammenhang mit der sozialen und wirtschaftlichen Lage der heillosen Massen steht und daß die Erscheinung eine hohe symptomatische Bedeutung hat. Jede Wohnung, in der die Eltern mit vier bis fünf Kindern in einem Raum zusammen wohnen und schlafen und wegen der Höhe der Miete auch noch Schlafburtschen und Schlafmädchen aufzunehmen genöthigt sind, ist die Brutstätte von Eigenschaften, die in Widerstreit mit Gesetz und Sitte treten. Die Beschäftigung von Kindern in aufreibender gewerblicher Arbeit, die Ausnützung der Arbeitskraft ohne gerechten Entgelt erzeugen das Streben nach Kompensationen für die ausgestandene Qual, wenn nicht auf erlaubtem, dann auf unerlaubtem Wege. Hier nützt keine Strafe, kein Verwaltungszwang und keine Einsperrung, auch nicht durch die Armenbehörde, sondern nur die Besserung von innen heraus, die das Uebel an der Wurzel zu fassen sucht. Hier liegt aller Verwaltung Ziel und Ende.

Aber eine Einschränkung muß doch gemacht werden. Wir können un-

möglich unsere Gesetzbücher, die durchweg die wirtschaftlichen Verhältnisse als normal und die Selbstbestimmung als frei voraussetzen, so lange suspendiren, bis alle jene Ursachen beseitigt sind, die die Freiheit der Selbstbestimmung im höheren Sinn ausschließen. Wir müssen daher streben, den Sumpf abzugraben; aber wir können inzwischen, so lange er noch vorhanden ist, unmöglich die Sumpfpflanzen ruhig dulden. Wir suchen sie also nach besten Kräften zu beseitigen. Doch um weniger bildlich zu sprechen: liegt der Schwerpunkt aller Verwaltung und Gesetzgebung auf diesem Gebiet unbedingt in wirtschaftlicher und sozialer Reformarbeit, so darf die Verwaltung doch, bis das Ziel solcher Arbeit erreicht sein wird, nicht einfach die Hände in den Schoß legen. Zugegeben, daß wir keine oder doch nicht so viele pflichtvergeßene Familienväter haben würden, wenn die ursächlichen Zusammenhänge anders wären: so lange wir sie haben, müssen wir das durch Gesetz und Sitte geknüpfte Band der Familie wirksam zu erhalten suchen und dürfen, wo das innere sittliche Bewußtsein ohnmächtig geworden ist, vor äußerem Zwang nicht zurückschrecken. Nicht im fiskalischen Interesse, um die Armenverwaltung zu entlasten, wie Samter am Schluß seiner Ausführungen in einer etwas künstlichen Beweisführung behauptet, sondern aus sittlichen und wirtschaftlichen Gründen ist ein solcher Zwang unentbehrlich. Welche Einrichtungen in diesem Sinn zu schaffen sind, darüber wird, wie ich zuversichtlich hoffe, eine Einigung möglich sein.

Stadtrath Dr. Emil Rünsterberg.



Selbstanzeigen.

Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft. Begründet von F. Stöpel. Fortgeführt von Robert Prager. Bd. 8. Louis Blanc, Organisation der Arbeit. Nach der neunten Ausgabe des Originals übersetzt von Robert Prager. Berlin 1899, Verlag von R. L. Prager, X, 332 Seiten.

Die von E. Stöpel begründete Bibliothek der Volkswirtschaftslehre hat einen großen Erfolg gehabt. War sie doch die erste Sammlung ausländischer Nationalökonomien in deutscher Uebersetzung, die sich bestrebte, die Werke in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Die verschiedenen Kulturvölker sollten in ihrer Bedeutung für die Volkswirtschaft berücksichtigt und vorerst die für das Studium unentbehrlichsten Werke vorgelegt werden. Daß die Angehörigen als Erste zu Wort kommen mußten, war selbstverständlich. So erschien „Der Reichthum der Nationen“ von Adam Smith, „Das Bevölkerungsgeßez“ von Malthus, Peshine Smiths „Handbuch der politischen Oekonomie“ und D. C. Careys „Einheit des Gesetzes“. Leider blieb das Unternehmen hier stecken und es hat eine ganze Reihe von Jahren gedauert, bis der jetzige Herausgeber einen neuen Band erscheinen lassen konnte. Er hat dazu Louis Blancs „Organisation der Arbeit“ gewählt, um den Franzosen zu ihrem Recht zu verhelfen, und auch, weil dieses Buch noch besonders in die Gegenwart hinein-

ragt. Man sagt kaum zu viel, wenn man die „Organisation der Arbeit“ die erste wissenschaftliche Leistung des Sozialismus nennt. Sechzig Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung muthet sie noch so frisch an, als sei sie gestern geschrieben; die Schattenseiten der Gesellschaftsordnung, die im Ganzen noch die selben sind wie im Jahre 1839, werden beredt geschildert und an der Hand der pariser Arbeitlöhne führt Louis Blanc den Beweis, daß nur eine Regelung der Arbeit die schrankenlose Herrschaft des individuellen Egoismus brechen kann und daß die freie Konkurrenz nicht nur das Proletariat, sondern auch die Bourgeoisie zu Grunde richtet. Er bekämpft das arbeitslose Einkommen, speziell den Zins, und fordert, daß Jeder nach seinen Fähigkeiten arbeiten und nach seinen Bedürfnissen genießen solle. Als ein Mittel, diese Forderung durchzusetzen, schlug er die Errichtung von Arbeitswerkstätten mit Staatshilfe vor. Daß die mit großen Kosten errichteten Nationalwerkstätten mit einem Mißerfolg endigten, kann füglich Louis Blanc nicht zugerechnet werden, da die Art ihrer Einrichtung seinen Anschauungen schnurstracks zuwiderlief. Man mag die Ansichten Blancs theilen oder nicht: die überall durchdringende Menschenliebe und das heilige Feuer, das ihn erfüllt, sichern dem Buch bleibend einen sympathischen Leserkreis und der kritische Theil seines Inhaltes trifft unsere Verhältnisse noch eben so wie die Verhältnisse vor sechzig Jahren. Den Schwung der Sprache hat der Uebersetzer sich treulich bemüht, auch der Uebertragung zu erhalten.

Robert Prager.



Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur von E. A. Wengerow. Uebersetzt und eingeführt von Traugott Pech. Berlin 1899, Verlag von Johannes Rabe (Stuhrsche Buchhandlung).

Nachdem die Werke Iwans Turgenjew, die fast in alle Sprachen der civilisirten Welt übersezt worden sind, die Bahn frei gemacht haben, ist eine große Reihe von Uebersetzungen aus dem Russischen, namentlich auch in Deutschland, gefolgt. Daß dabei hauptsächlich die Schriftsteller der neueren und neuesten Zeit berücksichtigt wurden, ist ganz natürlich, weil sich erst in dieser Zeit der spezifische Charakter der russischen Literatur, ihr Realismus — oder vielleicht richtiger: Realidealismus — entwickelt hat. Die vorliegende Schrift beleuchtet in sachkundiger Weise eben diese neuere und besonders die neueste Periode der russischen Literatur. Eine gleichwerthige Originalarbeit eines Nichtrussen dürfte kaum zu beschaffen sein, weil neben der Kenntniß der russischen Literatur auch die Vertrautheit mit dem russischen Leben eine große Rolle spielt. Wie sehr die Kenntniß ~~aber~~ nothwendig ist, um die russische Literatur in ihrer eigenartigen Stellung in der Heimath, wo sie zugleich das hervorragendste Organ des öffentlichen Lebens ist, richtig zu beurtheilen, dafür liefert die Schrift in überzeugender Weise den Beweis. Im Einzelnen sei nur auf die scharfe Charakteristik der wichtigen Thätigkeit Djalinskis hingewiesen. Sie wird um so willkommener sein, als seine Schriften nicht übersezt sind und sich ihrem Gegenstand nach — es sind Kritiken, Abhandlungen und publizistische Artikel — auch kaum zur Uebersetzung eignen. Zahlreiche Vergleiche mit anderen Literaturen bringen den Inhalt der Schrift dem Interesse des Lesers noch näher.

Traugott Pech.



Guy de Maupassant. Musotte. Drama in drei Akten. Deutsch von Adolf Heilborn. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Es ist immer mißlich, eine Selbstanzeige einer bloßen Uebersetzung zu schreiben. Ich hätte mich auch nicht dazu entschlossen, wenn nicht die Kritiken über den Werth des Werkes und der Uebersetzung einander so diametral widersprächen. Einer nennt das Drama mittelmäßig, larmoyant, ein sentimentales Grifettenstück; ein Anderer nennt es herzwarm, stark, fein, offen, keck, einen echten Maupassant; ein Dritter spricht von geschickt zugespitztem, doch unbehaglichem Wortgefecht, von trockenem Ernst und nassem Jammer; ein Vierter von dem schweremüthig schönen Stück Leben, von dem geistvollen, pointirten, wihigen Dialog u. s. w. Armer Maupassant, arme Musotte! . . . Eben so ist es meiner Uebersetzung ergangen. Daß der Eine mir Flüchtigkeit, Plumpheit und Trägheit (ein hübsches Wort!) vorwirft und den Beruf zum Uebersetzer abspricht, der Andere die Uebersetzung ausgezeichnet findet, so gut wie selten eine Uebersetzung aus dem Französischen, und der Dritte ihr besonderes Feingefühl nachrühmt, ist noch nicht das Geringste an einander widersprechenden Urtheilen. Genug davon . . . Ich will zu meiner Rechtfertigung nur anführen, daß ich in meiner Thätigkeit eine Szene, die dem zweiten Akt des Dramas vollständig ähnelte, selbst erlebt habe und daß ich bemüht war, pariser Leben und französische Geist bis ins Intimste zu studiren. Der geneigte Leser mag übrigens selbst urtheilen.

Dr. Adolf Heilborn.

Die Y-Z-Strahlen des Professors Dr. Antinom. Verlag von E. Moos, Erfurt.

Wir befinden uns in einem geräumigen Saal. Zwölf Personen sitzen um einen verhängten Apparat. Der Professor begrüßt die Anwesenden und verweigert sich energisch gegen die Vermuthung, daß es sich um ein spiritistisches Kunststück handle. Als Mann der Wissenschaft könne er den Spiritus nur zu Zwecken der Feigung und Konservirung zulassen, halte seine Verwendung zu alkoholischen Getränken für eine Abscheulichkeit und den spiritus als „Geist“ für weiter nichts denn ein Ueberbleibsel früherer Entwicklungsperioden. Er erklärt, daß es sich um eine rein wissenschaftliche Entdeckung handle, um Strahlen, die nicht, wie die seines Kollegen Röntgen, die Weichtheile, sondern die Knochen durchdrängen und die feinsten Nervenbilder zu Tage fördern. Er habe diese Strahlen mit Y-Z bezeichnet, weil er durch sie das Alphabet menschlicher Weisheit für erschöpft halte. Er erklärt weiter, daß sich durch die Y-Z-Bestrahlung der menschlichen Gehirne auf den Metallplatten, die hinter den Köpfen der Anwesenden angebracht sind, Abdrücke ergeben werden, die einer Gehirn-Rechenstafelablage gleichkommen. Er hoffe, dadurch die wissenschaftliche Annahme, daß das Bewußtsein aus zwei Theilen bestehe, einem oberen, dessen wir uns bewußt werden, und einem unteren, dessen wir uns nicht bewußt werden, zu beweisen und den scheinbaren Widerspruch eines unbewußten Bewußtseins zu beseitigen. Er werde durch die Bilder des Großhirnes die Lebensumstände und Handlungen des Individuums in ihrer Aufspeicherung zu erkennen geben, durch die Bilder des Kleinhirnes aber den Schleier, der über dem unbewußten Bewußtsein hängt, lüften. Damit werde man auch dem tolen Treiben eines Rudimentes aus der Kinderzeit

der Menschheit, der sogenannten Phantasie, besser auf die Spur kommen. Der Professor bittet vor völligem Abschluß seiner Arbeiten um Discretion, da er vorzeitige Veröffentlichungen der stofflünsternen Tagespresse zu vermeiden wünsche; auch wolle er nicht durch Titel- oder Ordensverleihungen den bitteren Reiz und die scharfen Angriffe der geschätzten Kollegen herausfordern. Die neuen Strahlen seien stärker als das Sonnenlicht, aber kalt, wodurch der Zusammenhang zwischen Licht und Wärme aufgehoben werde. Das sei eben das Herrliche der modernsten Wissenschaft, daß fast allwöchentlich eine neue Entdeckung die sichersten Beobachtungen früherer Zeiten über den Haufen werfe und ungeahnte Perspektiven in die Abgründe des Univerfums eröffne. Er werde nun mit der Bestrahlung beginnen und von Eins bis Tausend zählen. . . Antinom verlöscht das elektrische Licht und bringt die Pole in der Röhre zusammen. Ungeheure Helle und eisige Kälte verbreiten sich. Er zählt langsam bis Dreihundertfünfundsechzig. Da geschieht — wie so häufig bei wissenschaftlichen Experimenten — etwas Unerwartetes: ein dumpfer Knall, allgemeine Dunkelheit und Geschrei. Der Professor öffnet rasch die elektrische Leitung: zum Glück hat sich die Röhre beim Zerplatzen nur getheilt und man ist mit dem Schrecken davon gekommen. Antinom eilt zu den Platten, übersieht sie, seine Augen strahlen und er verflündet mit zitternder Stimme: Es sind Abdrücke da, wenn auch nur Bruchtheile. Er verabschiedet die Anwesenden und verspricht, ihnen in der nächsten Sitzung darüber zu berichten. Die Frau Professorin, die auch zugegen war, bittet ihn vergeblich, frische Luft zu schöpfen, einen Spaziergang mit ihr zu machen; er erwidert entrüstet: „Doch jetzt nicht, wo ich vor der Enthüllung des tiefsten Menschengheimnisses stehe!“ Sie geht. Er entziffert seine Platten; und was er aus den Gehirnen, dem Ober- und Unter-Bewußtsein der zwölf Männlein und Weiblein, zuletzt aus dem seiner Gattin erfährt, ist in dem Büchlein den Lesern anschaulich beschrieben.

Laijo.



Zwei prager Geschichten. Verlag von A. Bong & Comp. Stuttgart.

Absicht dieses Buches war, der eigenen Kindheit irgendwie näher zu kommen. Denn alle Kunst sehnt sich, um diesen vergangenen Garten, um seine Düfte und Dunkelheiten reicher, um sein Rauschen bereiteter zu werden. Vorwand waren nur zwei kleine Geschichten. Prag, diese Stadt voll finsterner Gassen und geheimnißvoller Höfe, ist der Schauplatz. Träumertisch und traurig sind die selten handelnden Menschen. Slavische Sehnsucht ist in ihren Stimmen und sie leben von der frühen Frömmigkeit ihrer unverbrauchten Gefühle. Und so kam durch den Vorwand ein Neues dazu: die Geschichte einer Völkerkindheit. Ein paar Worte erzählen im Vorübergehen von dem Schicksal eines Volkes, das seine Kindheit nicht ausbreiten kann neben dem älteren, ernstern, erwachsenen Brudervolk. Und in diesen fast zufällig laut gewordenen Worten scheint mir jetzt meines Buches bester Werth zu liegen. Denn alle seine Wärme kommt von dort her; und gerade, wo es tendenziös zu werden scheint, wird es weit und wissend und menschlich.

St. Petersburg.

Rainer Maria Rilke.



Der Königssohn.

„Heil, Ortwin, Dir, besteig' den Thron,
 „Heil, Ortwin, tritt hervor!“
 Jung Ortwin steht, der Königssohn,
 Streckt Arm und Schwert empor:

„Der Feind erschlug den Vater mein,
 Schlag mir die Mutter tot.
 Ein Bruder und ein Schwesterlein,
 Die essen Kerkerbrot.

Nun bin ich Mann. Erschlag' ich Wult,
 Der Alle mir geraubt,
 Dann und nicht ehe — bei Freyas Huld! —
 Setz' ich die Kron' aufs Haupt.“

Sprachs, schwang sich auf sein Ross und ritt,
 Ritt suchend durch den Wald
 Und lauert auf des Räubers Schritt
 In grünem Hinterhalt.

Da rauscht's — sonst Stille weit und breit —:
 Er spannet Blick und Ohr . . .
 Was schauet er? Die schönste Maid
 Tritt aus dem Wald hervor.

Sie will entfliehn — schnell springt er zu —:
 Die Maid nicht mehr entkam;
 „Wie heißt Du?“ „Traut, Wults Kind; und Du?“
 „Jung Ortwin ist mein Nam'.“

Sie sitzen lang im grünen Ross,
 Schön Irmitrauts Hand ist weich;
 Sie herzt das Haupt in ihrem Schoß.
 Hörst Du die Uaf' im Teich?

.....

„Willst Du schon gehn?“ „'s ist spät, ich muß!“
 Wult kehret heut zurück.“
 Sie reißt sich los vom letzten Saß.
 Wild rollt Wults zorniger Blick.

„Ich kehre heim und Du bist aus?“
 „Im Walde war es kühl!“ — —
 Der Donner grollt, es bebt das Haus,
 Die Nacht kommt, schwarz und schwül.

Wult folgt ihr, sieht des Feindes Wais'
 Bei Irmentraut im Wald.
 „Der ward ein Mann und ich ein Greis,
 Doch wird er nimmer alt.“

Es blüht der Stahl, roth wird das Moos,
 Die Unke stöhnt im Teich.
 Getroffen in Schön Irmentrauts Schoß
 Jung Ortwin ruht als Leich'.

Da ächzt der Wald, es heult der Sturm,
 Das Käuzchen angstvoll schreit,
 Im schwarzen Teich bei Molsch und Burm
 Schläft Ortwin sonder Zeit.

Der Mörder trägt sein Kind nach Haus,
 Hält lange bei ihm Wacht,
 Dann schläft er ein; Traut schleicht hinaus,
 Hinaus in finstre Nacht.

Sie eilt zum Teich, horcht, hemmt den Lauf,
 Dumpf klagt die Unk' allein, —
 Ein Sprung — ein Schrei — die Fluth springt auf:
 „Jung Ortwin, ich bin Dein.“

Wult rast im Wald. Sie hört ihn nicht,
 Sein Ruf verhallt im Wind;
 Da huscht nachts übern Teich ein Licht:
 „Hier, Kind, mein einzig Kind!“

Wult, halt, Du sinkst! Zu spät. Vorbei...
 Jäh schweigt der Unke Lied.
 Still ruht der Teich, still ruhn die Drei...
 Und lautlos steht das Nid.



Die fluge Provinz.

Durch die Erwerbung der Karolineninseln ist die Aufmerksamkeit in Deutschland wieder stärker auf die spanischen Verhältnisse gelenkt worden. Das seiner großen Kolonien beraubte Spanien macht jedenfalls kein schlechtes Geschäft dabei, da die Inseln bisher nur Zuschüsse erfordert haben. Wenn ein großer Theil der deutschen Presse auf das Jahr 1885 zurückgegriffen und dem Fürsten Bismarck ernsthaft nachgesagt hat, er habe bei dem damaligen Konflikt mit Spanien auf die Karolinen großen Werth gelegt, so scheint sie auf die bekannte Vergeßlichkeit der Zeitungsleser zu rechnen. Die Thronrede in Madrid deutete in Bezug auf den zukünftigen Coupdienst Allerlei an, was nicht nur auf einen Steuerabzug, sondern sogar auf eine Sonderston hinauslaufen würde. Zu konvertiren pflegte man bisher freilich nur, wenn der Kurs des Staatspapiers über Pari stand und darum hat zum Beispiel Mexiko so lange damit gewartet, obgleich es schon seit Jahren zahlungsfähiger ist als das spanische Mutterland. Steuerabhüge auf die Extérieurs würden die fremden Besitzer heute kaum empfindlich treffen. Denn sie haben zu niedrigen Kursen gekauft und können unmöglich auf eine reguläre Zinszahlung gerechnet haben. Noch dazu ist der größte Theil der auswärtigen Schuld längst im Lande selbst untergebracht. Die Pausse in Spanien ist übrigens als Börsenereigniß recht charakteristisch. Die sogenannten Dummen haben, auch als der Kurs fünfzig Prozent überschritt, gekauft, die Klugen haben seitdem verkauft. Dadurch bildete sich eine ausgedehnte Baissposition und die Deckungskäufe und Prolongationen bei jeder Liquidation trieben den Kurs noch mehr in die Höhe. So haben gerade die Leute, die die Finanzlage des besiegten Königreiches kühl und richtig beurtheilten, an der Börse Unrecht behalten und ihre bessere Einsicht theuer bezahlen müssen. Das trifft hauptsächlich Paris als den Mittelpunkt dieser Spekulation. Auch an der berliner Börse haben seit Monaten die Umsätze stark zugenommen, ja, Spanier bilden neben Northern und Canadian die einzigen lebhaft begehrten Werthe außerhalb des Bergwerks- und Industriemarktes, indessen auf die Kursbildung haben diese Umsätze doch nur geringen Einfluß gehabt. Uebrigens wird man nicht müde, das Zustandekommen der bekannten internationalen Anleihe immer wieder zu melden, obgleich — wie man mich auf das Bestimmteste versichert — ernste Verhandlungen gar nicht stattfinden. Die hohen Kurse sind also an sich nicht gerechtfertigt und doch läßt sich vorläufig ein Rückgang nicht prophezeien. Die Spanier selbst scheinen allmählich einzusehen, daß alle ihre gerühmten Bodenschätze ihnen nichts helfen können, so lange die bisher unabhängig vom wechselnden Parteiregiment gleichmäßig gelidte schlechte Verwaltung fortbesteht. Merkwürdig ist, daß heute in Spanien ein starkes Vorurtheil gegen England herrscht, dem von oben herab ein wohlüberlegter Vorschub geleistet wird. Man suchte nach einer Ableitung für die durch die nationalen Demüthigungen verbitterte Stimmung und redete sich schließlich ein, daß England an dem ungleichen Kampfe seine besonders „perfid“ Schadenfreude gehabt habe. Auch gebildete und vorurtheilsfreie Spanier, denen man hier und da in Geschäftsangelegenheiten bei uns begegnen kann, äußern sich in diesem Sinn; und so dürften

neue englische Unternehmungen in Spanien bis auf Weiteres wenig Aussicht haben. Damit fällt aber auch die Aussicht auf eine stärkere Heranziehung englischen Kapitals, denn jenseits des Kanals hängen Handel, Politik und Kapitalanlagen außerordentlich eng zusammen. Spanien hat noch werthvolle Grubenkonzessionen für Kohlen, Erze u. s. w. zu vergeben und in England fehlt es dafür keineswegs an Interesse. Erst kürzlich führte der Präsident des Institute of Mining Engineers in einer kassischen erregenden Rede aus, daß der englische Kohlenreichtum in fünfzig Jahren erschöpft sein werde, und forderte deshalb zum Schutz der heimischen Industrie einen Ausfuhrzoll von drei Pence für die Tonne. Man kann süglich dahingestellt sein lassen, ob in einem halben Jahrhundert nicht andere Länder im Stande sein werden, Kohle billig und reichlich zu liefern, und ob bis dahin nicht überhaupt ein neues Brennmaterial eingeführt sein wird: jedenfalls zeugen solche Ausführungen von der praktischen Voraussicht der Engländer. Kein Wunder also, daß man sehnsüchtig auf die Minen der iberischen Halbinsel blickt; und wir würden vielleicht heute schon Transaktionen im größten Stil erleben, wenn die geschilderten Vorurtheile auf spanischer Seite nicht hemmend im Wege ständen. Die deutschen Börsen haben einstweilen an spanischen Fonds viel Geld verdient, obgleich es sich bei den Steigerungen fast immer nur um wenige Prozente handelte.

Die großen Umsätze in Canadian und Northern-Pacific halten unserer ersten Börse ihren Antheil an der amerikanischen Aufwärtsbewegung offen; und ohne den Uebermuth der beständig zunehmenden Trusts würden die Gewinnchancen noch ungleich sicherer sein. Das Hauptinteresse unserer Spekulation gehört aber nach wie vor den Bergwerks- und Industriepapieren. Das Börsengesetz hat hier zum Theil geschadet, zum Theil genützt. In früheren Jahren wurden Pestfälle, wie die kürzlich von Alexandrien gemeldeten, jähe Kursrückgänge in Kreditaktien und Diskonto-Kommandit, in italienischen Bahnen, Schifffahrtsaktien u. s. w. verursacht haben; heutzutage schallt uns auch in solchen Momenten aus dem Börsensaal nur der Ruf nach Laura oder Bochumern entgegen. Die leidenschaftlichen Berufsspieler, die jeden Einzelfall für eine Allgemeintendenz fruchtbarigten, sind nach der Einschränkung des Differenzspieles ziemlich verschwunden und an ihre Stelle ist ein Börsenpublikum — ich meine damit nicht nur die eigentlichen Börsenbesucher — getreten, das fast immer die Meinung der besonderen Fachkreise zum Ausdruck bringt. Es wäre gar nicht schwer, festzustellen, daß Oberschlesien und Rheinland-Westfalen mit ihren Industriebaronen direkt oder indirekt das geschäftslustigste und wichtigste Kontingent an der berliner Börse stellen. Diese Kreise haben den Aufschwung kommen sehen, die Zweifel an seiner Dauer rascher überwunden als die Bankwelt und daher auch den Rahm von der ganzen so staunenswerthen Kursbewegung abgeschöpft. Und wenn heute berliner Bankiers Uneingeweihten gegenüber sich damit brüsten, wie früh sie die vortheilhafte Entwicklung unserer Industrie erkannt haben, so vornehmlich die von uns, die wir uns ihrer Kunden mit ihrer eigenen Weisheit. Denn sie selbst haben die Kunden möglichst zurückgehalten und, wo ihr eigenes Interesse nicht mit im Spiel war, wohl auch gewarnt; die biedere Provinz aber hat sich nicht irre machen lassen. Es ist kaum zu übersehen, wie viel große Vermögen dort seit Jahr und Tag entstanden sind. Nur beweist die konstante Verdünnung des Anlagemarktes, daß bisher wenig sicher bei

Seite gelegt, sondern das Gewonnene immer wieder in Dividendenpapieren — und noch dazu in theuren — investirt worden ist. In der Rheinprovinz giebt es heute Millionäre, die noch vor wenigen Jahren fast nichts besaßen und die ihr Glück weniger ihren Fabriken und Hüttenwerken als Ankäufen von Aktien verdanken, deren Gewinnchancen sie selbst zu kontroliren in der Lage waren. Man möchte in Alledem beinahe den Sieg der werktätigen Provinz über die doktrinaire Intelligenz der Großstadt sehen, — sehr zum Unterschied von früheren Perioden des Aufschwunges, in denen sich vorzüglich die hauptstädtischen Geldcentren bereicherten. Die Provinz ist es auch, die so manche berliner Drakel inspirirt, von denen man heute vertraulich erfährt, daß mancherlei Industriewerthe noch um hundert Prozent steigerungsfähig seien. Die Leute, deren Ruth mit dem Erfolg wächst und die aus ihren Engagements so leicht nicht herausgehen, weil es ihnen weder an Geld noch an Eigensinn gebricht, sind optimistischer denn je. Hört man auf sie, so blühen uns die höchsten Dividenden, die glänzendsten Geschäftsverträge beginnen jetzt erst in Wirksamkeit zu treten und die Hochkonjunktur würde auch noch das Jahr 1900 überdauern. Davon, daß viele unserer Industrien an den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind, sprechen sie natürlich eben so wenig wie von den nothwendigen Betriebserweiterungen auf Kosten der Aktionäre, die gewöhnlich erst dann gerade nutzbar werden, wenn das Ende der Konjunktur da ist. Uebrigens sind bisher selbst die Erwartungen der kühnsten Sanguiniker übertroffen worden und vielleicht haben wir den Irrthum begangen, uns zu sehr an die kurze Dauer solcher früheren Blütheperioden bei uns zu halten. England und Frankreich haben lange Zeiten gewaltigen Aufschwunges erlebt, die wohl von gelegentlichen Schwankungen unterbrochen wurden, aber keineswegs mit Zusammenbrüchen endigten. Ein Gebiet wird doch auch von dem andern günstig beeinflusst. Ich erinnere nur an Cementaktien, die binnen wenigen Wochen um fast fünfzig Prozent stiegen. Es hatte thatsächlich sehr lange gewährt, bis die Börse sich darauf besann, wie viel mehr heute als früher in Deutschland gebaut wird und wie viel stärker dadurch die Nachfrage nach Cement werden muß, — ganz zu geschweigen anderer Anwendungen wie z. B. zur Betonirung.

Die Bankwelt, die sich von der Provinz neuen Ruth einlassen läßt, rechnet jetzt den Kurszettel nach und entdeckt plötzlich, daß die meisten der guten Bergwerks- und Fabrikpapiere doch immer noch ungefähr sechs Prozent abwerfen, also eine Rente, mit der man auch weiterhin zufrieden sein kann, wenn nur die Dividenden in gleichem Verhältnisse mit den Kursen fortfahren, zu steigen. Meine unmaßgebliche Meinung geht freilich dahin, daß wir im Gegensatz zu unseren reicheren und erfahreneren Nachbarn im Westen so hoher Kurse noch ungewohnt sind und daß unser Publikum einem plötzlichen Umschlag der Stimmung keineswegs gewachsen ist. Vor Allem haben wir alle Veranlassung, unsere Arbeiter zufrieden zu stellen. Sie haben ihre eigene Unentbehrlichkeit täglich vor Augen, von der Unentbehrlichkeit ihrer Arbeitgeber sind sie aber leider gar nicht durchdrungen. In diesem Sinn ist die Vorlage des Zuchtgesetzes eine schwere Gefährdung unserer Industrie.

Pluto.



Notizbuch.

Ob wir nun für eine Weile wenigstens vor Berichten über den Dreyfusfall gesichert sind? Die Sache wird ja noch einmal beginnen, wenn Herr Alfred Dreyfus in Rennes vor seinen neuen Richtern erscheint; und dann wird auch der kühlere Beobachter gezwungen sein, den fünfjährigen Krieg rückblickend zu überschauen. Vorläufig aber könnten die hitzigen Herren sich ein Bißchen Ruhe gönnen, — sich und ihren verschiedenen Vaterländern, deren einzig bedeutende Aufgabe es am Ende doch nicht ist, für die Unschuld des früheren Artilleriehauptmannes die Waffen zu führen. Ob die Eifernden solche Resignation üben werden? Wahrscheinlich ist es nicht. Zwar hat der höchste Gerichtshof Frankreichs das Urtheil der pariser Militärjustiz aufgehoben und die Sache zur erneuten Verhandlung an ein bretonisches Provinzialkriegsgericht verwiesen, vor dem öffentlich verhandelt und der Angeklagte von geschickten Bertheidigern unterstützt werden wird. Zwar ist Zola, der die Ehren, aber nicht die Lasten des Feldzuges auf sich nahm, wieder in Paris und Herr Picquart, der das Treiben seiner Kameraden ausspionirte, ohne aus ihren Reihen zu scheiden, wird bald das Licht der Freiheit grüßen, vielleicht wieder in die Armee eintreten und eine stattliche Mitgift einheimfen. Das Ziel wird über kurz oder lang also erreicht sein. Oder gab und giebt es noch ein anderes Ziel? Sollte, um die letzte Erinnerung an Panama auszulöschen, der staunenden Welt bewiesen werden, daß die französische Bourgeoisie doch aus besseren Menschen besteht als der morsche Rest des frommen feudalen Schwertadels? Sollte der Dreyfusfall dazu dienen, die Renaissance des gallischen Geistes niederzuzwingen, der in den Bogué, Brunetière, Vemaltré, Bourget und selbst in dem tragikomischen Junker Déroulède von La Mancha trotzig sein Haupt erhebt? Zu dieser Absicht wird sich Keiner bekennen; und selbst die lieben Briten, die mit der Humanität immer gute Geschäfte gemacht haben, werden nicht einräumen, daß sie den langwierigen Hader schlau zu benutzen wußten, um sich in Egypten festzusetzen, den Sudan zu erobern und die in den Grundmauern wankende französische Republik bei Faschoda zu demüthigen. Ringsum wird unter großen Grimassen vom Sieg des Rechtes und vom Triumph der Menschlichkeit geredet, in widrigem Phrasenschwulst das Glück der Häuser Dreyfus und Hadamard geschildert und, allen Barbieren zur Wonne, die unwiderstehliche Gewalt des Edlen, Schönen, Hehren verklärt. Einen so brauchbaren, billigen und beliebten Stoff läßt der mitteleuropäische Zeitartikelschreiber sich so leicht nicht entgehen; er ist immer dabei, wenn es für der Menschheit große Gegenstände zu streiten gilt, und hätte für Schroeder und Zietzen, für die Opfer der italienischen und magyarischen Mächthaber mit nicht geringerm Heldenthum gekochten, wäre zu solchem Gefecht nur rechtzeitig die Parole ausgegeben worden. Doch sie blieb aus — der kapitalistische Unternehmer hatte an diesen Persönlichkeiten kein Interesse — und so kam es zu keinem Sturm der öffentlichen Meinung und die private Faulheit konnte ihre traditionelle Rolle spielen. Herr Dreyfus hat Glück: er ist ein reicher Mann, ist mit anderen reichen

Familien verstimmt und seine Sache wurde — ob mit Recht oder mit Unrecht, braucht hier nicht erörtert zu werden — zur Sache der gesammten Judenheit gemacht. Kein Verständiger kann solches Glück dem Manne neiden, der, wie es scheint, unschuldig, eine lange Zeit schweren Leides durchlebt hat und für den die Sympathie nicht dadurch gemindert werden darf, daß er unangenehme, aus dem dunkelsten Winkel Bethuliens stammende Wesenszüge zeigt. Wer der Familie Dreyfus, monsieur, madame et bébé, gratuliren will, mag es thun. Und wer aus dem ganzen Handel die fürchterliche Fehlbareit aller Rassenjustiz kennen gelernt hat, Der mag gegen diese rückständigste Form menschlicher Rechtsprägung laut und leidenschaftlich seine Stimme erheben. Nur verschone man uns endlich mit dem Kolportagetoman von den pechschwarzen Bösewichten Boisbeyre, Du Paty de Clam, Mercier und Genossen und mit der läppischen Mär, mit reinen Waffen sei hier der Sieg der reinen Wahrheit erstritten worden. Es handelt sich im Grunde um eine recht alltägliche Geschichte, die nur, weil die eine Partei über große Geldmittel verfügte, diesmal weiblich aufgebaut wurde. Unschuldige — und besonders Solche, deren Schuld nicht unzweideutig erwiesen werden konnte — werden in allen Ländern täglich zu harten Strafen verurtheilt und die Behörden, auch die bürgerlichen, haben, wenn diese Urtheile später angefochten werden, stets eine begreifliche Scheu, den alten Aktenstoß noch einmal zu durchstöbern. Diese Scheu steigert sich, sobald das Ansehen einer ganzen Rasse auf dem Spiel steht, und verführt gewissenlose Leute dann leicht zu Schandthaten, die der Zweck ihnen zu heiligen scheint. So ist es auch dem unglücklichen Herrn Dreyfus ergangen. Die Zahl — und namentlich das Gewicht — der gegen ihn vorgebrachten Verdachtsmomente war nicht groß; trotzdem waren die Mitglieder des Kriegsgerichtes und deren Inspiratoren von der Schuld des Angeklagten sicher überzeugt. Und als dann der Geldkrieg für die Befreiung des auf die Teufelsinsel Verbannten begann, als Zeitungen gekauft, Journalisten bestochen wurden und der Goldene Esel den Weg bis ins Innerste des gerichtlichen Amtsgeheimnisses fand, da konnten struppellose Haudegen vom Schlage Henrys wädhnen, die Ehre des Heeres würde besleckt bleiben, wenn die goldfarbige Fahne des Syndikates sieghaft über dem Schlachtfeld wehe. Auf beiden Seiten wurde so vielgelogen und betrogen, gesälzt und gesunkelt, daß die von französischem Uebermuth bedrohten Völker sich des Schauspieles einer schnell fortschreitenden Zerrüttung freuen durften. In Deutschland spürte man freilich von solcher Freude nichts. Der größte Theil unserer Presse glaubte sich verpflichtet, für die Unschuld Alfreds des Edlen und für die Reinigung des französischen Heeres „unentwegt“ einzutreten und die Defter morgens und abends mit immer erneuten Gräuelllegenden aufzuputtschen. Diese Thorheit wird sich, mögen die Dreyfusleute jetzt auch noch so laute Triumphgefänge anstimmen, eines Tages empfindlich rächen. Einstweilen brauchen die Franzosen Ruhe. Sie rüsten sich für die Weltausstellung; und die Furcht, der Profit könne geschnälert werden, hat den Revisionisten mehr geholfen als alle Bemühungen der Herren Clémenceau, Yves Guyot & Co. Ist die Weltmesse erst vorüber und der Goldstrom aus Paris in die Provinzen gesickert, dann wird die Stimmung verändert sein und Herr Chauvin wird finden, daß er mit den Deutschen ein statliches Hüfnchen zu pflücken hat. Auch im Zarenreich wird nach der Friedenskonferenz, die so phrasenhaft und ergebnislos zu verlaufen scheint wie der Tuberkulosekongreß, wieder eine zärtliche Regung für die holde Marianne erwachen und dann werden vielleicht die deutschen Bürger, die gespannten Sinnes den Schauer geschichten aus Frankreich

lauschten, mit Gut und Blut für die von ihrer lieben Presse eingeworfenen Fenster zu zahlen haben. Wie wäre es, wenn wir Herrn Dreyfus nun seinem Glück und seinen Richtern überließen, den leidenschaftlichen Formwuth nicht mehr an große und kleine Spitzbuben im französischen Generalstab vergeubeten, den wechselnden Abenteuer des republikanisch posirenden Herrn Doubet unser Interesse verpagten und uns, zur Abwechslung, wieder einmal mit der Frage beschäftigten, ob im Deutschen Reich Alles so bestellt ist, wie es, zum Wohl des Einzelnen und der gesammten Volkheit, bestellt sein sollte?

* * *

Ein hübsches, wenn auch nicht sehr ergiebiges Thema bietet zum Beispiel die „Zuchthausvorlage“. Vor zwei Jahren, im Juli 1897, sagte der Kaiser in Bielefeld, die „schwerste Strafe“ müsse künftig Den treffen, „der sich untersteht, einen Nebenmenschen, der arbeiten will, an freiwilliger Arbeit zu hindern“. Am sechsten September 1898 sprach der Kaiser in Deynhäusen: „Das Gesetz naht sich seiner Vollenbung und wird den Volksvertretern in diesem Jahre zugehen, worin Jeder, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht oder gar zu einem Strike anreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll.“ Das Jahr ging zu Ende, der Gesetzentwurf kam nicht an den Reichstag und es hieß, für die vom Kaiser verheißenen drakonischen Bestimmungen sei weder im preußischen Staatsministerium noch gar im Bundesrath eine Mehrheit aufzubringen. Nun ist der lange erwartete Entwurf veröffentlicht worden. Er entspricht, da er weder die Bedrohung der Strikebrecher noch den Aufruf zum Ausstand mit Zuchthausstrafe belegt, nicht der Ankündigung des Kaisers, aber er ist geeignet, den Bürgerfrieden zu gefährden und der Sozialdemokratie in ihrer Agitation und propagandistischen Kraft mindestens eben so großen Nutzen zu bringen, wie es einst die unselig verschollene Umsturzvorlage that. Diese Gefahr kann später beleuchtet werden. Schon jetzt aber lohnt ein Blick auf die politischen Zustände, die erst die Geschichte dieses Gesetzentwurfes möglich machten. Der Kaiser und König spricht in einer offiziell verbreiteten Rede eine Absicht aus, die, wie es scheint, mit den Ansichten der Mehrheit seiner preußischen Berather nicht zu vereinen ist. Und diese Herren, die, wenn sie auf dem von ihm gewählten Wege dem König nicht folgen zu können glauben, ihre Entlassung erbitten müßten, begnügen sich damit, künstlich dem Oberflächens betrachter die Sache so darzustellen, als sei dem Wunsch des Monarchen Erfüllung geworden. Es ist nicht ganz leicht, für ein solches Verfahren die richtige Bezeichnung zu finden. Wenn die Herren zur Rede gestellt würden, wäre, wie so oft schon, die Antwort wahrscheinlich: „Sie ahnen nicht, wie viel wir verhindern.“ Diese Auffassung der Ministerpflicht kann mit einem goethischen Wort schlecht und modern genannt werden. Für ihre Befenner mag sie nützlich und — besonders — bequem sein; der Monarchie aber, deren höchster Vertreter stets ohne ministerielle Bekleidungsstücke im Vordergrunde des Kampfes gelassen wird, muß sie auf die Länge unermesslichen Schaden zufügen.

* * *

Das Deutsche Reich hat den verachteten Spaniern in der Südsee ein paar Inselgrüppchen abgekauft, von denen die Karolinen die bekanntesten und wohl auch beträchtlichsten sind. Darob großer Jubel bei stets zum Jubeln geeigneten Patrioten. Seht, rufen sie: Bernhard von Bülow gelang, was Otto von Bismarck vergebens erstrebte! Das klingt wunderschön. Doch wir kennen die Weise, kennen den Text und kennen auch die Verfasser. Es sind die selben Leute, deren Wonnejauchzen 1890 den Helgolandvertrag begrüßte. Damals, wie jetzt, achteten sie nicht auf den Kaufpreis. Und jetzt vergessen sie obendrein noch, daß Bismarck die Karolinen eine „Lamperei“ genannt und Jedem, ders hören wollte, gesagt hat, ihm sei es nur darauf angekommen, die dreisten Spanier durch den Karolinenfreit für den Abschluß eines uns günstigen Handelsvertrages zu firren. Ob die Summe von siebenzehn Millionen Mark für den Ankauf von Inseln, die zusammen etwa vierzigtausend Einwohner haben, nicht zu hoch ist, wird nüchtern und kaltblütig zu berechnen sein. Zu geräuschvoller Freude über den angeblich errungenen Erfolg scheint einstweilen nicht der geringste Anlaß gegeben. Den Rest der spanischen Rasse konnte jede leidlich zahlungsfähige Macht an sich bringen. Keine hat es gethan und alle wünschen Deutschland zum neuen Besitz Heil und Segen. Jede wirkliche Mehrung unseres Kolonialreiches wäre dankbar aufzunehmen. Die Kolonien aber, die das Deutsche Reich unter dem Beifall der Briten und Amerikaner erwirbt, sind schwerlich dazu angethan, sein internationales Ansehen zu fördern und seinen Volkswohlstand zu heben.

* * *

Dem Herausgeber der „Zukunft“ ist der folgende Brief eines Lesers zugegangen: „Im Briefkasten der ‚Zukunft‘ fand ich neulich die Bemerkung: ‚Auch die — an sich ja nicht uninteressante — Thatsache, daß der Sohn des Reichskanzlers wieder einmal für eine Aufsichtsrathsstelle in Aussicht genommen ist, stimmt doch höchstens zu Betrachtungen, die einem Festungstübengefangenen nicht bedürftlich sein würden.‘ In dieser Bemerkung liegt offenbar eine Kritik, die als lobend nicht anzusehen ist. Ich habe nicht die Ehre, den Sohn des Reichskanzlers, den Prinzen von Hohenlohe, persönlich zu kennen, habe ihn sogar nie gesehen und bin bisher auch noch nie in die bevorzugte Lage gekommen, mit dem Herrn Reichskanzler selbst in persönliche Berührung zu treten. Ich glaube also, durchaus objektiv zu sein. Beim besten Willen aber kann ich nichts Beklagenswerthes darin sehen, wenn der Prinz Hohenlohe Aufsichtsrathsstellen bekleidet; es wäre vielleicht ganz wünschenswerth, wenn auch noch andere Prinzen und Grafen seinem Beispiel folgten. Die englische Nobility, die doch manche Vorzüge besitzt, hat sich auf diesem Wege in enger Fühlung mit dem Erwerbsleben gehalten; daraus fließt nicht zum Wenigsten ihre politische Macht und ihr Einfluß. Bedenklich wäre die Sache doch nur, wenn die Gefahr vorläge, daß aus den persönlichen Beziehungen heraus sich Konflikte für Reichs- oder Staatsbehörden ergäben, oder wenn unberechtigte Begünstigungen für das Institut zu befürchten wären. Ich glaube nicht, daß zu solchen Befürchtungen auch nur ein leiser Anlaß vorliegt, und ich wäre hoch erfreut, wenn in unserem Staatsleben keine anderen Gefahren ungebührlicher Beeinflussung lauerten als diese, deren Existenz ich rundweg leugne. Die Stellung als Aufsichtsrath ist für Jedem, der nicht Kaufmann ist, fast die

einzigste Möglichkeit, persönlichen Einblick in das Getriebe von Handel und Industrie zu gewinnen. Diese Kräfte beherrschen aber unser öffentliches Leben; wer eine politische Rolle spielen oder überhaupt sich in der Öffentlichkeit betheiligen will, muß Fühlung mit ihnen gewinnen. Die niederziehende Impotenz unseres höheren Beamtenthumes stammt doch recht häufig aus seiner totalen geschäftlichen Einfichtlosigkeit. Auch der Osten Deutschlands kann seine betrübende Rückständigkeit im Wesentlichen darauf zurückführen, daß die dort den Ton angegebenden Persönlichkeiten in Folge ihrer Unwissenheit heute noch einen Vicenonten oder Assessor für mehr halten als den Kaufmann und Industriellen. Jedes Mitglied eines Aufsichtsrathes kann im Interesse seines Institutes eifrig und fleißig sein; man muß nicht immer und ohne Weiteres annehmen, daß nur Hunger nach Lantime — und nach manchmal recht geringer Lantime — die Leute treibt. Deshalb freue ich mich herzlich, wenn der Sohn des Reichskanzlers, wenn ein wirklicher Prinz auf diesem Wege in Beziehungen mit Handel und Industrie tritt. Er kann dadurch sich und Anderen nützen, seinem Dasein einen Inhalt geben und seinen Gesichtskreis erweitern.“ Die Ansicht des Briefschreibers ist prinzipiell unanfechtbar. Gewiß: unserem Adel kann ein solches Kennntniß vortheilhaft sein, und die Zukunft des in den Ostprovinzen heimischen Adels wird zum beträchtlichen Theil davon abhängen, ob es ihm rechtzeitig gelingt, solche Kenntniß zu erwerben. In dem besondern Fall des Prinzen Hohenlohe liegen aber die Dinge anders. Er ist der Sohn des ersten Reichsbeamten. Und dieses persönliche Verhältniß bürdet dem davon Profitirenden Pflichten auf. Wie die auf den höheren Stufen der Beamtenerschaft Angelangten, so sollten auch die ihnen durch Familienbande Verknüpften ängstlich sogar den Schein meiden, es könne ihre Absicht sein, die Vortheile ihrer Stellung in Privatgeschäften nutzbar zu machen. Um diesen schlimmen Schein nicht entstehen zu lassen, hat man in manchen Ländern Inkompatibilitätgesetze geschaffen, die selbst titellosen Parlamentariern die finanzielle Ausnützung ihrer politischen Macht verwehren sollten. Der Gedanke ist richtig: ein Abgeordneter, Minister oder Ministersohn, dessen Name als dekoratives Beiwerk von Geldleuten bezahlt wird, spielt keine erfreuliche Rolle. Es ist nicht gestattet, an der reinen Absicht des Prinzen Hohenlohe zu zweifeln; man wird aber fragen dürfen, ob die Reinheit dieser Absicht eben so bereitwillig anerkannt worden wäre, wenn einer der Söhne des Reichskanzlers Fürsten Bismarck die immerhin mühelos einträgliche Stellung eines Aufsichtsrathes angenommen hätte.

